Herzblut.

Roman

von

Oswald Tiedemann.

Zweiter Band.

1855.

Prag.
Druck und Verlag von
Kath. Gerzabek.

Leipzig.
In Commission bei
Heinrich Hübner.

Neunzehntes Capitel.

Hellborn, Du grünes Eiland inmitten einer geräuschvollen Welt von Eisenbahnen durchschnitten, durchtobt von dampfenden Locomotiven, wie still und friedlich liegst Du im Kranze Deiner Tannenwälder, die in Sommerluft sich rauschend schütteln, weithin hörbar! Oder ist es eine Klage der Sehnsucht, das Rauschen? Es ist ein Baum des Winters, die Tanne, der winterliche Schnee ist ihre Heimath und sie liebt es wie Jedermann in der Heimath zu träumen . . .

Konnten hier, in dieser abgeschiedenen Stille, wohl die Leidenschaften wohnen? . . Wo Menschen sind, giebt es Ereignisse, und die meisten sind bedeutend genug, um Noth und Zwietracht auszustreuen . . .

Das Verhältniß zum Grafen Arthur war für

Therese eine Quelle mannichfachen Verdrusses geworden. Von ihren Colleginnen beneidet, von den Männern mit zweideutigen Blicken betrachtet, wagte es doch keiner, seine trübseligen Gedanken laut werden zu lassen, so lange der Graf durch kleine Geschenke, Arrangements, wobei alle bewirthet wurden, sich gut mit ihnen zu stellen wußte. Ihr Eigennutz gebot ihnen Schweigen. Als Arthur aber davon nachließ und in intimeren Beziehungen zu Therese nur ihr zu leben, und alle Uebrigen zu ignoriren schien, fingen an Neid, Mißgunst und jene falsche Moralität, die häufig zum Deckmantel der niedrigsten Gesinnung dienen muß, sich lauter hören zu lassen. Wäre nicht noch die Befürchtung vor der Person des Grafen gewesen, der ihnen durch seinen Titel und seine ganze Erscheinung unwillkürlich imponirte, sie würden zuletzt keine Rücksicht gekannt, und Therese deutlich empfunden haben, wie schnell in ihren Augen die anfängliche und ihnen so förderliche Bevorzugung zu einer gewöhnlichsten Beurtheilung herabgesunken. So begnügten sie sich eine Zeit mit versteckten Anspielungen, boshaften Anzüglichkeiten und Zweideutigkeiten, und die freigebigsten damit waren der weibliche Theil. Therese, die kein rechtes Verständniß für diese gemeinen Auslassungen des Neides und

der klatschhaften Bosheit hatte, ahnte doch so viel davon, daß es ihr manche Thräne kostete und sie sich immer mehr von ihren Collegen absonderte. Der Auftritt mit einer ihrer Colleginnen, der durch die Dazwischenkunft Arthur's unterbrochen worden, war vollends geeignet, ihr die Stellung zu verbittern. Am Uebelsten erging es ihr aber, als die Gesellschaft bemerken wollte, daß die Besuche des Grafen nachließen, und hauptsächlich durch einen Umstand, der von ihrem Director veranlaßt wurde. Dieser hatte in Hellborn schlechte Geschäfte gemacht und war in Noth gerathen. Die Zeit rückte heran, wo er einen andern Ort zu bereisen gedachte, es fehlten ihm indeß die Mittel zur Ausführung und zur Deckung der in Hellborn gemachten Schulden.

In dieser Verlegenheit wandte er sich an Therese, damit sie, wie er lächelnd bemerkte — bei ihrer vornehmen Bekanntschaft sich für ihn verwende. Dem guten Mann, bei seinen eigenthümlichen Rechts- und Schicklichkeitsbegriffen, war es nur zu einleuchtend, daß sie eine solche Bekanntschaft nicht ungenutzt lassen würde. Als er jedoch bei ihr auf entschiedenen Widerspruch stieß, zeigte sich seine niedrige Gesinnung im vollsten Lichte. Nicht allein, daß er ihr mit schamloser Rücksichtslosigkeit Dinge sagte, die jedes

weibliche Herz empören mußten, er schob die Schuld seiner Widerwärtigkeiten geradezu auf sie. Mit der Dialektik der Gemeinheit äußerte er, sie habe durch ihr Verhältniß mit dem Grafen andere Männer vom Besuche des Theaters zurückgehalten, da das Interesse für sie absorbirt sei, sie habe ihr Spiel durch Liebeständeleien vernachläßigt, die Kunst sei ihr Nebensache geworden. Unter seinen Mitgliedern sagte er, es wäre für Therese ein leichtes gewesen, ihn zu retten, wenn sie sich zu einer Bitte bei dem Grafen verstanden, was doch gewiß nur eine Kleinigkeit, aber sie hätte ihm darauf mit nichtachtenden Aeußerungen über die Gesellschaft geantwortet.

Diese Mittheilungen, wahr oder unwahr, fanden bei den Schauspielern einen nur zu guten Boden. Waren ihre Anfeindungen und Gehäßigkeiten bisher verdeckt, nun traten sie desto offener und noch rückhaltloser hervor. Für das gemeine Uebel, das Alle betraf, hatten sie einen Ableiter gefunden . . .

Es läßt sich denken, daß Therese unter solchen Verhältnissen unendlich litt. Es enthüllte sich vor ihr ein Abgrund voll Widerwärtigkeiten und herben Erfahrungen, von denen sie keine Ahnung gehabt. Noch weiter ging aber die Roheit, die einmal mit officieller Sanction entfesselt war; man schonte nicht

mehr ihre Jugend, die Reinheit des Gemüths, man brachte Dinge zur Sprache, die selbst ein entartetes Weib nicht gleichgültig anhört. Der Egoismus ist eine verheerende Waffe, und um so mehr, als er nicht daran denkt es zu sein, mit einem Lächeln im Antlitz verhöhnt er Tugend, Anstand und Sitte, er kennt nichts Heiliges, und das brillante Raketenfeuer des Witzes umfunkelt so hell die schamloseste Gemeinheit, daß es nicht gefährlich erscheint. Es giebt Virtuosen in der Kunst, aber auch Virtuosen in der Sittenlosigkeit. Die Bildung zieht hier keine Grenzen, nur die Erziehung. Auch Voltaire war ein eminenter Geist, im Egoismus betrat er den vulgairsten Boden . . .

Damit war aber das Leid Theresens nicht abgethan. Der einzige Freund, den sie hatte, blieb aus. Seit der letzten Unterredung mit Arthur, wo sie so reich an Hoffnung geworden, war er nicht wiederkehrt. Wo weilte er? warum säumte er so lange? Tausend andere Fragen noch wiederholte sie sich, und eine steigende Fieberangst blieb die einzige Antwort. Die trübsten Vorstellungen verfinsterten ihr Gemüth. Nur einmal blitzte es hell durch, sonderbar und plötzlich. In der Vorstellung, welcher der Herzog mit Eleonore beigewohnt, erkannte sie in ihm den

Mann, den sie vor Wochen flüchtig einmal gesehen, der in ihrem Buche geblättert, und es ihr in einer so kurz angebundenen Weise wiedergegeben.

Bei seinem Anblick durchzuckte es ihr Herz, hörbar fing es zu schlagen an. Ohne eine Erklärung dafür zu finden, wurden ihre Augen magnetisch von ihm angezogen, und immer wieder dahin gelenkt, wo er saß und neben ihm die stolze schöne Dame, die Therese gleichfalls wiedererkannte. Ein unbekanntes Gefühl bemächtigte sich ihrer, und als sie wahrzunehmen glaubte, daß auch sie ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für ihn wurde, empfand sie eine Befriedigung die sie erglühen machte und die sie noch nie gefühlt.

Von der Scene getreten, war ihre erste hastige Frage, wer der Fremde sei. Sie erhielt zur Antwort: „Der Herzog von W... Versuchen Sie Ihr Glück, er ist jedenfalls freigebieger wie der Graf."

Der Ton, womit diese Worte gesprochen wurden, der Blick, der sie begleitete, wirkten wie ein Gifthauch auf Therese. Mit einem Male erlosch die Gluth ihrer Gefühle, kalt durchrieselte es ihre Adern, und plötzlich tauchte der Gedanke in ihr auf: Die Verachtung die Dich trifft, ist nicht unverdient . . . Hatte sie doch auf Arthur vergessen, dem sie ihr Herz geschenkt, dem sie angehören wollte

für die Lebenszeit. Jetzt, wieder an ihn erinnert, machte sie sich die bittersten Vorwürfe, sie klagte sich des Treubruchs an, und reumüthig floßen ihre Thränen.

Ist aber in dem menschlichen Herzen einmal der Zwiespalt erwacht, dann ruht er nur für Momente, der nächste ruft ihn wieder hervor.

So war es auch bei Therese. Mit Gewalt wollte sie jeden Gedanken an den Fremden zurückdrängen, sich nur mit Arthur beschäftigen, aber eben die Gewalt, die sie anwenden mußte, documentirte ihre Schwäche, und in der auf jenen Abend folgenden schaflosen Nacht kämpfte das Bild des Herzogs mit dem Geliebten in ihren wachen Träumen . . .

Der Morgen fand sie fieberhaft aufgeregt. Sie zählte in unbeschreiblicher nennloser Angst die Stunden, die Minuten, wann er kommen sollte, Arthur, um sie von ihrer Furcht zu befreien. Sie sah eine Gefahr vor sich auftauchen, und doch wußte sie nicht, woher diese kommen würde. Es ward Mittag, und Arthur kam nicht. Bald am Fenster stehend, das brennend heiße Auge hinaus in die Ferne gerichtet, bald trostlos durch's Zimmer eilend, wieder zurückkehrend, so verbrachte sie einen langen grausamen Tag . . .

Erwartung und Hoffnung sind nie grausamer,

als wenn sie, unerfüllt, nirgends auf einen Gegenstand treffen, den die Gedanken, wenn auch nur auf Augenblicke, wo anders hinlenken, wenn die eigene Vernunft keinen Widerstand mehr weiß.

Die Sonne neigte sich zum Scheiden. Auf den Fensterscheiben funkelte das Abendroth, zitternd drang es in's Zimmer, auf den Fußboden lange goldene Streifen malend, und der erste Nachthauch senkte sich von oben herab, leise den Tag verscheuchend, der nach der Sonne zog die neue Menschen zu begrüßen ging. Im Duft der Dämmerung verschwammen Wald und Flur, und düsterer kleidete sich der Horizont. Vielleicht entsteigt von da die Wehmuth, die der Abend aushaucht, und wenn drüben die Sonne untergeht, kommt sie von anderwärts sehnsüchtig suchend sich im All' zu verlieren . . .

Therese wurde ruhiger, obwohl nicht heiterer. Die Wehmuth hat nichts mit der Freude gemein, und diese war's, die ihr Gemüth gefangen nahm. So vor sich hinausstarrend, überlegte sie, was sie thun sollte. Daß sie nicht länger in den jetzigen Verhältnissen bleiben könne, verschwieg sie sich nicht, aber was sollte werden, wenn Arthur nicht kam? Sonderbar genug, schrak sie bei diesem Gedanken nicht zusammen, kein gewaltiger Schmerz, wie er wohl von einem Weibe zu

erwarten, das zum ersten Male zu lieben glaubt, durchzuckte ihr Herz. Doch war sie auch nicht gleichgültig dabei, sie wünschte noch, daß er käme, jetzt, um sie einer Lage zu entreißen, die bitter und peinlich zugleich . . . Nach und nach versank sie, immer mehr dem geheimnißvollen Reiz der Natur hingegeben, in jenen dämmerhaften Zustand, wo die Gedanken in eine fast bewußtlose Empfindung sich verlieren, und die Seele still in Träumereien sich bewegt . . .

Nicht selten fließen in solchen Augenblicken unsere Thränen. Sie kommen ohne Vorbereitung, aus einem dunklen Quell, sind aber stets aus einem Verlust erzeugt, den wir wohl für Augenblicke vergessen, nie jedoch verläugnen können. Er tritt, ist diese weiche aufgelöste Stimmung vorüber, dann um so schärfer hervor, eine ernste Mahnung an unser Verhalten . .

Der Hufschlag eines Pferdes weckte Therese aus ihren Träumereien. Schnell sah sie hin — es war Lindner, der im Fluge dahergeritten kam. Sie konnte fast lächeln über die kleine Gestalt, die sich über den Hals des Thieres beugte, und erhitzt, angestrengt, allerdings kein allzu vortheilhaftes Bild gewährte.

Im Augenblick war ihr Trübsinn geschwunden. Lindner sprang vom Pferde, band es an einen Baum, und bald stand er vor ihr.

„War der Graf hier?“ war seine erste Frage.

„Nein!“ entgegnete Therese, die von ihm erwartete, daß er ihr von Arthur Nachricht bringen würde.

„Nicht? Ich sah ihn doch auf dem Wege von hier. Hat er geschrieben?“

„Auch das nicht.“

„Hat sich sonst etwas ereignet seit Ihrer letzten Unterredung mit ihm?“ — Er warf sich in einen Stuhl und forderte Therese auf, ihm Alles zu erzählen, ihm nichts zu verschweigen. Sie hatte ihm wenig mehr mitzutheilen als ihre Angst und Befürchtung. Er kam aber auf den Herzog zu sprechen und wünschte, daß sie hierin ganz aufrichtig gegen ihn sei. Während sie ihm die Begegnung mit demselben schilderte, dann das Wiedererkennen im Theater, Alles mit etwas stockender Stimme, hie und da erröthend, ruhte sein Auge forschend auf ihr; er wußte vielleicht selbst nicht warum.

Als sie geendet, schritt er mehreremal im Zimmer auf und nieder, dann begehrte er Feder und Papier, schrieb einige Zeilen und, indem er ihr

dieselben übergab, sagte er: „Wenn der Graf bis morgen Mittag nicht bei Ihnen gewesen, geben Sie mir auf diesen Antrag, den Sie hier im Papier finden, eine schriftliche Antwort. Ein Bote wird wohl zu haben sein, und meine Adresse wissen Sie. Die Zeit erlaubt mir nicht, länger zu verweilen, nehmen Sie aber die Versicherung, daß ich das größte Interesse habe, Sie als die Braut des Grafen zu sehen; ich werde darnach handeln. Es ist jedoch immer gut, auf alle Fälle gefaßt zu sein . . . Ruhig!" setzte er hinzu, als sie eine Bewegung machte — „es hilft nichts, sich gegen die Nothwendigkeit zu sträuben, kein Mensch geht immer glatte Wege."

Er nahm Abschied und wandte sich gegen die Thüre. Hier blieb er noch einmal stehen und sagte: „Im Fall Sie mir antworten müssen, zerreißen Sie das Papier, auch" — er besann sich einen Moment — „wird es gut sein, wenn Sie darüber gegen Arthur schweigen. Versprechen Sie mir das!"

Er hielt ihr die Hand hin, sie schlug ein, und bald jagte er wieder von dannen, nach Schloß Ellern . . .

Hier angekommen, war seine erste Frage nach dem Grafen Schacht. Er verweile bei der Excellenz

mit dem Herzog, hieß es . . . Zufrieden ließ er das angestrengte Pferd in den Stall bringen und einer sorgfältigen Pflege unterwerfen. Hierauf beschied er den Diener Arthur's zu sich, und gab ihm den Auftrag, seinem Herrn zu sagen, daß er ihn heute noch in einer wichtigen Angelegenheit sprechen müßte, er würde, wenn sich Alles zu Bett begeben, zu ihm kommen. Denselben Diener schickte er sogleich zur Comtesse, und ließ sie um eine Viertelstunde Gehör bitten, aber gleich.

Während sich der Bediente mit diesem Auftrag entfernte, befand sich Lindner in einer seltsamen Aufregung. Sein Schicksal mußte entschieden werden, das fühlte er; werde daraus was da wolle. Der sonst so ruhige Mann, der es sich zur Aufgabe gemacht, jede Situation zu beherrschen, sich nicht von ihr bewältigen zu lassen, bebte jetzt doch zusammen, vor Erwartung und Bangigkeit. Es war nichts Geringes, was zwischen ihm und Eleonore zur Sprache kommen mußte; er lief vielleicht Gefahr, sich zu compromittiren, ihren Spott herauszufordern. Er hatte wohl Waffen dagegen in den Händen, aber die Spitze war ihnen abgebrochen, sobald sie kühn genug von dem Schlimmen das Schlimmere wählte. Bei der Möglichkeit eines solchen Resultats — und bei

ihrem Charakter gehörte nichts zu den Unmöglichkeiten — schrak Lindner heftig zusammen.

Er stand zufällig vor einem Spiegel, und wie er so hineinsah, glaubte er einen Gnomen zu erblikken, der ihn höhnisch angrinste. Es war seine eigene Gestalt, die kurze knabenhafte Gestalt mit dem Kopfe eines alternden Mannes. Da war nichts in den Zügen, das gefallen konnte, nichts, das Auge eines Weibes zu fesseln, kein Merkmal geistiger Schönheit und inneren Werthes, und doch war er stolz oder selbstsüchtig genug, sich leise zuzuflüstern: „Die Vernachläßigung der Natur, diese äußere unreife Hülle verbirgt einen Geist, den ich nicht überschätze, aber auch nicht unterordne dem Adel der Geburt und der Schönheit vom Zufall geboren! —“

Der Diener kam zurück und meldete, daß ihn die Comtesse in ihrem Zimmer erwarte. Lindner winkte ihm, sich zu entfernen, und als es geschehen war, stellte er sich noch einmal vor den Spiegel, und prüfte in einer Anwandlung sarkastischer Laune sorgfältig seinen Anzug, und ein Paar frische Handschuhe, die er angezogen . . .

So ist der Mensch; der geistigste ist doch nur zuletzt ein Sclave des Vorurtheils und der Eitelkeit. Die Lächerlichkeit hängt jedem an den Fersen, nur

weiß sie der Eine zu verbergen, der Andere mit Anstand zu tragen. Könnte man unseren Heroen und geistigen Koryphäen in ihre Boudoirs folgen, es würde vieles von unserer Bewunderung verloren gehen durch kleinliche menschliche Züge, die wir so gern von jenen abstreifen, oder zuletzt gar durch Toilettengeheimniße, wie sie das gewöhnliche Weib anwendet . . .

Zwanzigstes Capitel.

Das Zimmer, in welchem die Gräfin Lindner erwartete, war mit dem möglichsten Comfort eingerichtet, der dem Reichthum zu Gebote steht. Geschmack und Luxus gingen hier Hand in Hand, und jener Reiz lag über Allem, den hochgestellte und gebildete Frauen in der Regel all' ihren Einrichtungen zu geben verstehen, und der sich mehr fühlen als beschreiben läßt. Es ist jedenfalls für den Kenner ein Unterschied in der Einrichtung eines vornehmen Hauses, das einer alten Aristokratenfamilie gehört, und dem eines reichen Banquiers oder Speculanten. Trifft man hier nur zu oft auf Ueberladung und bestechliche Aeußerlichkeit, so wird man dort selten

etwas davon gewahr. Läugne es wer will, doch hat immer noch die Aristokratie Geburtsvorzüge, die sich nicht anlernen lassen, und stäcke der geadelte Hofwechsler in zehnfachen Goldhüllen, er wird sich jener nicht gleich stellen können, was Auswahl, Geschmack und Feinheit in Stoff und Formen betrifft . . .

Das Zimmer, ein kleiner Salon, dessen Fenster auf den Park hinausgingen, hatte dunkle Sammttapeten, die mit den Meubles in der Farbe harmonirten und die jetzt vom Schimmer einer Astrallampe matt beleuchtet, dem Ganzen etwas sehr Trauliches gaben. Schwere seidene Gardinen verhüllten die Fenster. Auf dem Sopha, diesen gegenüber, saß Eleonore in weißer Halbtoilette, und obwohl der gestickte Oberrock festgeschlossen bis an den Hals reichte, so war er doch nicht neidisch genug, ihre glänzenden Formen zu verbergen. Sie sah reizend aus. Die vollen Locken eines reichen Haares umsäumten das edle Oval ihres Gesichtes, und die feine Bläße desselben erhöhte nur ihre Schönheit, die durch die scharf gezeichneten Brauen und den dunklen Blitz ihres Auges vervollständigt wurde . . .

Vor ihr, auf einem Tische von Acajou, lagen werthvolle englische Werke, Album's, Kupferstiche und viele jener kostbaren Kleinigkeiten, die dazu dienen

je nach der Laune betrachtet oder übersehen zu werden. Der vornehme Reichthum hat immer freie oder überflüssige Zeit für solche Dinge, die sehr viel Geld kosten und keinen rechten Zweck haben.

Auch befand sich unter jenem kostspieligen Durcheinander ein goldenes Armband mit dem Brustbilde eines Mannes in Form eines Medaillon. Es war Eleonoren besonders werth, denn auch jetzt, wo sie der Ankunft Lindner's ungeduldig entgegensah, war es der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit . . .

Lindner trat herein. Er hatte so viel Gewalt über sich gewonnen, um wie gewöhnlich ruhig auszusehen, doch wurde er sichtlich von dem Anblick der Comtesse überrascht; eine glänzende Erscheinung im Halbdunkel ist am meisten geeignet, auf die Sinne einzuwirken.

„Was bringen Sie mir?“ rief sie ihm zu, indem sie auf einen Fauteuil neben sich deutete. Vollständig gefaßt, kam er näher, ergriff den Stuhl, ohne sich aber zu setzen, und sagte: „Ich habe Ihnen viel zu sagen, Comtesse.“

„Ich höre,“ erwiederte sie, sich in die Ecke des Sopha's lehnend. „Ihre Mittheilung muß wichtig sein, da Sie mich der Gesellschaft meines Vaters und seines Gastes entziehen.“

„Dafür Verzeihung, doch konnte ich nicht anders; die Umstände drängen. Nennen Sie mich auch nicht indiscret, es ist volle aufrichtige Theilnahme für das Schicksal dieses Hauses, wenn ich in ungewohnter Weise mir bei Ihnen Gehör erbitte."

Eleonore wurde nachdenkend, erwiederte aber nichts.

Lindner fuhr fort: „Es ist Ihnen jedenfalls nicht unbekannt, daß Arthur sehr ernste Beziehungen zu einem Mädchen angeknüpft, das uns einmal nach Schloß Ellern geleitete. Sie ist Schauspielerin in Hellborn."

„Hoffentlich scheinen diese Beziehungen nur Ihnen so ernst," bemerkte die Gräfin enttäuscht, da sie ein anderes Thema erwartet. „Keinenfalls, denn Seine Excellenz, der Herr Minister, hielten es der Mühe werth, sich darüber Aufklärung zu verschaffen. Was zwischen Vater und Sohn beschlossen, weiß ich nicht, denn ich habe Arthur seit jener Verhandlung nicht gesprochen, aber das unglückliche Mädchen, Therese Müller — so ist ihr Name — ist auf dem Wege der Verzweiflung. Ich habe deßhalb Arthur anzuklagen."

„Und das bei mir?"

„Bei Ihnen, Gräfin! Denken Sie Sich ein

Geschöpf, das zum erstenmale liebt, die erste Gluth eines jugendlichen Herzens, ein Wesen, das das Glück nicht früher gekannt, als bis zu dem Augenblicke, wo sie den Mann ihrer Liebe kennen lernte. Der Himmel ging ihr auf, eine Welt von Freuden, sie vergaß Vergangenheit und Zukunft und lebte glückselig der Gegenwart. Ein solches Vergessen ist gewiß etwas Göttliches, es ist das Licht der Seele für alle kommenden Zeiten. So hat das Mädchen Arthur Alles geschenkt — mit ihrem Herzen, das nur von ihm ausgefüllt wird, Alles was sie geben konnte und besaß. Lächeln Sie nicht, Gräfin; wer so arm ist, daß er nichts zu verschenken hat als ein solches Herz, ist wohl arm in den Augen von Millionen, aber auch reich genug, um mit allen Schätzen der Welt nicht zu tauschen, sobald sein Reichthum von dem Einzigen anerkannt und geehrt wird, für den das Herz empfindet. Das Mädchen ist aber arm geworden. Sie ist eine Bettlerin an Glaube, Liebe und Hoffnung. Ist das nicht der Weg zu einem elenden Leben? Arthur hat das verschuldet."

Mit sichtlichem Erstaunen betrachtete die Comtesse den seltsamen Mann, der ihr hier von einer neuen Seite erschien. Er fuhr fort: „Therese gehört zu jenen armen Kindern der Noth, denen das

Schicksal mißgünstig eine bessere Wiege verweigerte. Aber ist man deßhalb, weil man auf einem Lager von Stroh das Licht der Welt erblickte, fortan verurtheilt, im Staube zu kriechen? Ist man deßhalb ein gefügiges Werkzeug für die grausamste Entbehrung, ein Spielwerk für die Launen des zufällig Begünstigten? Ich glaube nicht! Wer in der Beschränkung geboren, ist darum noch nicht abhängig von Jemand, der gleichgültig eine Handvoll Ducaten wegwerfen kann. Auch ein Wappen giebt keine solche Berechtigung. Unser Zeitalter ist zwar mit den Phrasen von Gleichheit sehr verschwenderisch umgegangen, aber die Erfüllung ist hinkend zurückgeblieben. Auch wär' es Thorheit, so viel erfüllt zu sehen, als die getretene Armuth begehrt — der Aufschrei der Verzweiflung hat kein Maaß — doch das Mögliche, Vernünftige, was Einsicht und Humanität lehren, soll jeder Einzelne ausüben, damit das allgemeine Loos keine zu grelle Abstufungen erleide."

Eleonore war völlig im Unklaren, für was sie diese Vorrede, die mit ihren Angelegenheiten so gar nichts zu thun hatte, halten sollte. Sie sagte, als Lindner eine Pause machte. „Sie erregen mein Befremden, ohne daß ich ein Ziel sehe. Welchen Einfluß

kann ich auf das Loos einer Schauspielerin ausüben? Sie werden mir zugestehen, daß es zum Mindesten leichtfertig ist, sich einem Beruf hinzugeben, für den man nicht ein ganzes Empfinden einzusetzen vermag. Wer weiß, wie die Vergangenheit Ihres Schützlings war, und ob es ein Verlust ist, den sie durch das Zurücktreten Arthur's nach glücklichen Stunden erleidet. Jedenfalls ist er Mann genug, um zu ermessen, wie weit seine Versprechungen gehen durften."

„Er ist so weit gegangen, um ein Herz zu brechen, wenn er scheidet!" betonte Lindner. „Es kann auch nicht in Betracht kommen, ob sie eine entbehrungsvolle Vergangenheit in den Augen der Verwöhnung verurtheilt; und eine andere Vergangenheit, eine der Anklage, lastet nicht auf ihr, dafür bin ich Bürge; ihre Jugend und Unerfahrenheit sprechen zu deutlich. Daß sie Schauspielerin ist, wird die Intelligenz nicht verachten, und der Beruf schützt nicht vor Verführung; das Herz ist nicht der Geist. Ich muß wiederholt an Ihren Edelmuth appelliren, daß Sie Sich eines armen Kindes der Noth annehmen."

Der Ton seiner Worte, der fast einer Aufforderung gleich kam, reizte Eleonore, und sie entgegnete:

„Und wenn es nun nicht geschieht? Wenn ich nicht thöricht genug bin, eine solche Bitte zu berücksichtigen?“

„Dann schneiden Sie in Ihr eigenes Herz.“

„Wie das?“

„Dann wird mir nichts übrig bleiben, als dem Herzoge von W . . . . das fernere Schicksal des Mädchens zu vertrauen!“

„Was ist das?“ Eleonore war so überrascht, daß ihr die Stimme versagte. Lindner benutzte den Moment, indem er ihr mit eindringlichen Worten die Theilnahme schilderte, die der Herzog Theresen geschenkt habe. Nur daß er bereits so weit gegangen, ihr Anträge zu machen, verschwieg er. Eleonore mußte und konnte ihm glauben; sprach doch ihre eigene Erfahrung dafür. Was hatte aber Lindner für ein Interesse in dieser Angelegenheit? Wie kam er dazu, das Wort für ein Wesen zu ergreifen, das er doch nur oberflächlich kannte? Aus seinen Worten ging wohl so viel hervor, daß er sich ihrer annahm, weil Therese ein Kind der Entbehrung, wie er eins war; die Comtesse fühlte aber dunkel, daß dieser anscheinende sociale Schutz aus selbstsüchtiger Quelle floß; sie hatte eine zu geringe Meinung von der Uneigennützigkeit der Menschen, und überdieß war es

das erste Mal, daß Lindner so offen die Parthei des Bürgerthums, der minder bevorzugten Stände nahm, namentlich ihr gegenüber, deren aristokratischen Formen und Neigungen er stets gehuldigt . . . Diese Fragen blitzten durch ihren Sinn, weil sie zu nahe lagen, doch behielt der Angriff auf ihr Geheimniß, auf ihre eigenen Interessen die Oberhand, und, nachdem sie gesucht, Herr ihrer Bestürzung zu werden, entgegnete sie: „Ich muß gestehen, Sie verstehen es, zu vergiften; Ihre Worte sind bitterer wie Wermuth. Was wollen Sie eigentlich? Sie drängen Sich in mein Schicksal gewaltsam, daß Sie mir Furcht erregen. Nicht Arthur ist es, nicht das Mädchen d'rüben in Hellborn, für die Sie in die Schranken treten, Sie fechten für Sich selbst. Wozu aber? Ein Kind der Noth sind Sie nicht, denn Sie leben in Verhältnissen, die noch hundert Abstufungen unter Ihnen zulassen, Sie rangiren nahe zu unseren Sphären; was ist es also, das Sie treibt, Sich aufzulehnen? Ihre Worte gegen mich sind eine Drohung — warum? ich versteh' es nicht."

Lindner's Stirn hatte sich mehr und mehr verfinstert, es zuckte um seinen Mund, man sah, daß er einen Kampf kämpfte. Noch aber zügelte er die aufflackernde Leidenschaft, und mit einem Blitz seines

Auges auf sie, der in ihre Seele dringen zu wollen schien, sagte er: „Und wenn Sie Recht hätten, wenn es nur meine Person wäre, für die ich in die Schranken trete, so nehm' ich dennoch nichts zurück von der Verurtheilung Arthur's. Was zwingt ihn, ein Mädchen, dem er Liebe geschworen, zu verlassen? Seine Geburt, sein Wappen? Dinge aus dem Samen des Zufalls, Scherben in einer neuen Zeit!"

Hier traf er den wunden Fleck Eleonorens, und mit steigender Heftigkeit rief sie: „Darüber nichts! Lassen Sie mir Vorzüge unangetastet, die ich als solche behauptet wissen will. Der Streit, ob Zufall, ob Ordnung der Natur Standesunterschiede regeln, hat Jahrhunderte gedauert, und noch stehen wir, wenn zwar angefeindet, beneidet und beschuldigt, noch stark genug, um andere Jahrhunderte zu überleben. Was ist der Kern Ihres Grolles? Noch niemals haben Sie mir solche Sprache geführt, es muß ein Grund sein, der Sie aufgestachelt. Ihre bürgerliche Herkunft hat Sie noch nicht so empfindlich gedrückt, daß Sie darunter litten und Andere verwünschen könnten."

„Wer lernt sich in einem Tage kennen?" bemerkte Lindner. „Ich habe lange nicht gewußt, daß

plebejisches Blut in meinen Adern fließt, und daß es schmerzen kann!"

„Also wirklich das grollt in Ihnen?" rief die Comtesse gedehnt und außerordentlich überrascht. Dabei glitt ihr Auge über seine Gestalt, als wollte sie aus Miene und Bewegungen volle Klarheit lesen; er zuckte vor diesem Blick zusammen, und sagte in scheuem Tone: „Bleiben wir bei der Sache! Wozu uns über hohle Gesetze der Natur ereifern."

„Recht, bleiben wir bei der Sache! Was ist's mit dem Herzog und jenem Mädchen? Sie sprechen die Wahrheit?"

„So gewiß, wie Sie schön sind."

„Keine unzeitige Galanterie!" rief sie unmuthig und ohne zu bemerken, daß Lindner immer erregter wurde und, sein Zittern zu verbergen, in den Schatten des Zimmers sich flüchtete.

„Galanterie?" murmelte er halblaut. „Sie ist ein Kind der vornehmen Häuser; ich habe wenig davon gelernt, oder nur die Lüge behalten." — Lauter fuhr er fort: „Ich war Zeuge, wie Sie die Hand des Grafen Schacht ausschlugen, wie entschieden Sie gegen Seine Excellenz sich aussprachen, und doch ist der Graf wieder im Schloße. Wissen Sie, wie er hieherkam?"

Er schilderte nun das Zusammentreffen des Herrn von Schacht mit dem Herzoge, und schloß: „Ich habe Grund zu vermuthen, daß Seine Hoheit bei Ihrem Vater den Brautwerber des Grafen machen wird.“

War die Gräfin schon vorher betroffen, diese Nachricht wirkte auf sie wie ein Donnerschlag. Sie starrte Lindner an, als habe sie nicht recht das Unmögliche gehört, die tiefe Bläße ihres Gesichtes wurde zur Leichenfarbe, ein krampfhaftes Zittern durchlief ihren Körper; sie zweifelte und bangte. War es aber so unmöglich, was sie vernommen? nach Allem, was sie von dem Charakter des Herzogs wußte, was ihr so eben Lindner in Betreff seiner und der Schauspielerin erzählt . . . Sie hatte nie einen großen Werth auf die Männer gelegt, nie eine hohe Meinung von ihnen gehabt, aber sich selbst schrieb sie eine Gewalt des Eindrucks zu, der nicht leicht verflüchtigte; sie glaubte durch ihren Geist und die Bevorzugung der Natur starke Fesseln aufzuerlegen, überall, wo sie ihre Gunst verschenkte; sie dünkte sich eine Macht, eine Herrscherin, in jedem Kreise, für den Einzigen eine Königin, und nun sollte sie so tief gedemüthigt werden, so tief herabsinken, daß man ihre Neigung verwarf, daß man ihre Liebe zum Spielwerk herabwürdigte? . . .

Diese Gedanken, die sich ihr aufdrängten, jagten das erschrockene Blut wieder flüchtig durch die Adern, sie zuckte heftig auf und die Leichenbläße in ihrem Antlitz wich der Flamme der glühendsten Empörung. Sie wollte Gewißheit.

„Ich werde den Herzog sprechen," rief sie drohend. „Es wäre nicht gut, wenn es sich so verhielte, wie Sie sagen. Ich opferte von meiner Würde nicht umsonst, und versuchte eben so wenig das süße Geheimniß der Liebe, um der Tändelei eines Mannes zu dienen. Warum aber Sie in einer so zweideutigen Rolle vor mir erscheinen, warum Sie in die Angelegenheiten unsers Hauses so gefährlich eingreifen: das Geständniß möcht' ich Ihnen entreißen!"

Sie warf einen flammenden Blick auf Lindner, der ihn zu verzehren schien. Ganz Leidenschaft in diesem Moment, hob sich ihre Gestalt, und sie glich in Wahrheit einer Königin, wie sie die Vorstellung liebt.

Lindner hatte sie nie schöner gesehen, alle seine Pulse fieberten und, seiner nicht mehr Herr, verlassen von der Ruhe, die er sich gewaltsam angeeignet, sagte er mit bebenden Lippen: „Sie fragen und sind ein Weib? Ich liebe Sie!"

Sie fuhr zurück, als habe sie eine Schlange gestochen, er aber, das verhängnißvolle Wort einmal gewagt, blind von einer brennenden Gluth hingerissen, rief wiederholt: „Ja, ich liebe Sie, seit Jahren, vom ersten Augenblick, da ich Sie sah. Ihr Bild verfolgte mich im Wachen wie im Traume, und daneben der Schmerz, die Wuth und die Verzweiflung, Ihnen nie angehören zu können. Dämonen wühlten in meiner Brust und kämpften mit meiner Liebe. Das durch Jahre! Dazu kam die Eifersucht. Sie sieht scharf. Ich sah's, daß Sie den Herzog liebten, ich wußte, daß er Ihre Neigung erwiederte, ich kannte das Gaukelspiel, das ihn zu Verkleidungen trieb, hieher im Dunkel der Nacht, wo Sie ihn erwarteten. Nichts blieb mir verborgen, und immer toller wühlten Haß, Eifersucht und Verzweiflung in mir. Kannt' ich Sie nicht, kenn' ich Sie noch nicht? Den Mann liebten Sie nicht in dem Herzoge, nicht den eitlen, gefallsüchtigen, leichtfertigen Mann, dem Jede gerecht ist, wenn sie die Larve der Schönheit trägt — Sie liebten die Herzogskrone, und ich — ich war ein Bürgerlicher. Darum die Empörung gegen meine niedrige Wiege, darum der Fluch auf die Sünde meiner Geburt, die

mich nicht höher stellte. Mit einem Diadem auf dem Haupte, konnt' ich Sie erringen!"

Ein geller jäher Schrei unterbrach seine Worte. Die Gräfin schlug die Hände über's Gesicht und drohte zu sinken. Er kam zur Besinnung. Mit der ihm eigenen Energie, die ihm erlaubte, schnell aus einer Stimmung in die andere überzugehen, erschien er, ein leises Beben abgerechnet, plötzlich wieder so kalt und ruhig, als wäre nichts geschehen. Der Ton seiner Stimme wurde zwar leise und gedämpft, als fürchte er durch eine laute Sprache die innere Bewegung zu verrathen, aber sie klang deutlich, vielleicht etwa wie der dumpfe Nachdruck einer zischenden Schlange. Er sagte: „Was that ich? Bin ich wahnsinnig genug gewesen, eine Scene zu spielen, die mich und Sie herabwürdigte? Das macht der Umgang mit Schauspielern; man traue ihnen nicht; es sind nicht immer die besten Eindrücke, die wir von ihnen erlangen. Verzeihung, Gräfin, für das Spiel einer erhitzten Phantasie!"

Auch Eleonore war ruhig geworden, aber es war eine bittere kalte Ruhe, die ein Frösteln durch den Körper treibt. Sie fühlte sich beleidigt, beschimpft, und, was noch schlimmer, sie fing an, sich Vorwürfe zu machen, und durch ihre Gedanken zog

es dämmernd: Du allein hast alles verschuldet! Sie erfuhr eine Beschämung, einen so dumpfen Druck auf Sinn und Herz, wie sie noch nie empfunden . . . Den letzten Worten Lindner's hörte sie kaum zu, aber Sie verstand jedes einzelne, und wie ein Eistropfen fiel jedes einzelne auf ihr Herz. Das war die Art nicht, eine Beleidigung gut zu machen, so ziemte es ihm nicht, vor ihr zu stehen; und doch mußte sie es dulden, sie durfte ihm nicht befehlen zu gehen, sie fürchtete ihn — er war der Mitwisser ihres wichtigsten Geheimnisses. Sie dünkte sich auf einmal tief in einen Abgrund gestürzt, von einer stolzen Höhe jäh herabgesunken . . .

Und dennoch durfte sie nicht unterliegen. Sie ließ die Hände vom Antlitz gleiten, und sah Lindner mit einem so eigenthümlichen, von Schmerz, Verachtung und ängstlicher Pein gemischten Blick an, daß es zweifelhaft war, ob sie Mitleid erwecken, oder Haß herausfordern wollte. Sie sagte bitter, leidend, aber ohne Klage: „Ein Spiel, sagten Sie? Ich will es dafür nehmen, obwohl ich fürchte, daß es der Anfang einer Tragödie ist. Ihre Entschuldigung ist fast schlimmer, wie die That. Was kann ich thun, um Ihnen und mir zu verzeihen? Ich wähle das einzig Rathsame — ich will mir Mühe

geben zu vergessen. Sie haben von Schauspielern gelernt, und doch werden Sie ihr Anwalt!"

„Weil ich muß! Ich will meine Worte, selbst meine That durch nichts beschönigen, auch selbst den Vorwurf geduldig ertragen, daß mein plebejisches Auflehnen Maske, daß ich nicht mehr bin als ein hohles Gefäß, das man nach Belieben mit fremden Eindrücken vollfüllen kann, aber in dieser Angelegenheit wünscht' ich, daß man meiner Ansicht nachgäbe. Wenn Ihnen, Comtesse, Manches noch dunkel sein dürfte, die Zeit wird es aufklären. Betrachten Sie mich vor der Hand, so schlimm wie ich Ihnen erscheine, verurtheilen Sie ein Spiel, wobei man die Zähne zusammenschlagen muß, um nicht aus blutendem Herzen überzuströmen, wobei — — doch still davon, still! beschwichtigte er seine von Neuem und unwillkürlich erwachte leidenschaftliche Regung. Das Eine aber, Gräfin, versprechen Sie mir!"

„Und was?"

„Bis morgen Mittag muß es sich entscheiden, was Arthur zu thun entschlossen. Entweder er heirathet das Mädchen, oder sie verfällt dem Elend, und aber auch — es wäre das Schlimmste — sie geräth unter den Schutz des Herzogs."

Eleonore bebte von Neuem zusammen, und fragte schauernd: „Und was soll ich thun?“

„Dem Herzog noch heute sagen, daß Arthur das Mädchen liebt.“

„Und warum?“

„Sie werden Ihr eigenes Schicksal dadurch erfahren. Das zunächst. Was weiter erfolgen könnte, hat mehr mit Arthur und mir zu thun.“

Die Gräfin bedachte sich einen Moment und, da sie wohl sah, daß Lindner nicht Willens sei, mehr von seinen Gedanken zu verrathen, drang sie auch nicht weiter in ihn, doch mochte sie auch nicht, befangen und fürchtend, ohne weiters ihre Zustimmung ertheilen. Es mahnte sie auch davon ihr Stolz, der vor einer zweiten Niederlage zurückschreckte, und ihm, Lindner, konnte sie nach einer so herben Demüthigung unmöglich eine Concession wiederholt machen.

Sie entgegnete mit unendlicher Resignation: „Mein Schicksal werd' ich zu ertragen wissen. Ob ich es heute oder Morgen erfahre, kann mir nicht schaden noch frommen. Und was Arthur betrifft, es wäre seltsam, wenn ich zum ersten Male ihm Rathschläge ertheilen, sein Schicksal regieren wollte, nachdem er sich nur selten der Schwester erinnerte, und niemals gewohnt war, zwischen uns das Vertrauen auszutauschen.“

„Ist das Ihr letztes Wort?“

„Ich habe kein anderes. Liebt Arthur das Mädchen, so wird er auch der Mann sein, um zu wissen, wie er zu handeln hat. Den Herzog sprech' ich darüber nicht.“

„Aber Ihr Vater!“

„Ach, Sie sind grausam! Diese Erinnerung trifft auch mich! Der alte Herr hat Unglück mit seinen Kindern.“

„Deßhalb wär' es gut, ihn zu schonen. Doch ich will nicht weiter in Sie dringen, es wird spät, ich muß Sie verlassen.“

Er ging und zauderte.

„Gute Nacht!“ rief ihm Eleonore mechanisch nach und, als er längst durch die Thür verschwunden, starrte sie noch unverwandt darauf hin, als hätte sie so eben eine schlimme Traumgestalt verlassen . . .

Nach und nach riefen sie die Gedanken in die Wirklichkeit zurück, und sie gab sich Mühe, die Sachlage zu sondern? . . . Was bewog Lindner, in dieser Weise gegen sie aufzutreten, jeden ihrer Schritte zu beobachten und zu verfolgen . . . Schon einmal hatte es ihr geschienen, ja sie glaubte fast die Gewißheit zu haben, daß er Liebe für sie empfinde, er hatte es

ihr jetzt selber gestanden, aber auch gleich darauf verläugnet . . . was war das Rechte, was durfte sie glauben? . . . Sie fand keine genügende Antwort; wenn ihr auch das erstere die Eitelkeit bestätigte, so traute sie doch andererseits einem Manne nicht diese Stärke zu, fast in einem Moment in Liebe zu erglühen und zu erkalten . . . Auch ließ sie diese Seite ihrer Betrachtungen bald fallen, da es die Schamröthe auf ihr Antlitz rief über die Kühnheit eines Untergebenen ihres Vaters, und eben so behandelte sie die Angelegenheit mit Arthur, die ihr nur als ein schlecht gewählter Vorwand erschien; aber das zweideutige Benehmen des Herzogs hatte Grund, und dabei blieb sie stehen . . .

Es waren achtzehn Monate, daß sie ihn kennen gelernt. Von Kindheit auf vom väterlichen Hause entfernt, zu Vevay in der Schweiz erzogen, war sie mit achtzehn Jahren aus dem Pensionat geschieden, um mit einer Tante eine große Reise zu machen. Auf derselben wurde Schloß Ellern nur flüchtig berührt, gerade so lange, um Vater und Tochter in Erinnerung zu bringen, daß sie einander angehörten. Noch war damals das gräfliche Haus nicht verödet, und ihre Geschwister machten es dem alten Herrn leicht, Eleonore auch noch ferner der Obhut jener

Tante zu überlassen, und mit ihr bereiste sie Italien, hielt sich lange in London und Paris auf.

Diese Art von Reisen, wobei es mehr auf äußere Eindrücke ankommt, als auf die Bereicherung des Wissens und Bildung des Herzens, ist etwas so gewöhnliches in vornehmen Familien, sie erscheint da als ein so wesentlicher Bestandtheil einer vollendeten Erziehung, daß die Thatsache sicher nicht bei dem Minister auffallen kann.

Nach mehreren Jahren erst, nachdem die Tante in Nizza einer Krankheit erlegen, kehrte Eleonore in das ihr beinahe fremde väterliche Haus zurück. Mit ihrem Eintritt hatte sie den Verlust zweier Brüder und später noch anderer Geschwister zu beklagen. Inzwischen war auch eine Veränderung in der Regierung des Herzogthums vorgegangen; Bernhard, der jetzige Fürst, bestieg den Thron als Nachfolger seines plötzlich und unerwartet gestorbenen Bruders.

Die bestechende, jugendlich schöne und zugleich blendende Erscheinung Eleonorens fesselte ihn. Er, der in allen Hauptstädten Europa's ein ungebundenes Leben geführt, in Amerika gewesen, unter dem heißen Klima Chili's verweilt, hatte bis zur Neige alle Vergnügungen genossen, ohne eine andere Befriedigung als die des Augenblicks empfunden zu haben.

Hier glaubte er ein Glück von Dauer zu finden; er näherte sich Eleonoren und schenkte ihr seine Aufmerksamkeit. Aber wie es Gemüther giebt, die stets nach einem Halt im Leben jagen, ohne ihn zu erreichen, kein bestimmtes Ziel vor Augen, und dem Moment gerecht werden: so war auch der Charakter des Fürsten Bernhard. Stets gewohnt, alle seine Wünsche befriedigt zu sehen, nichts für unerreichbar zu halten, ging sein Glaube an Frauenehre und Tugend verloren. Ein Leben voll Hast und Unruhe, wie er es geführt, zog den großen Verlust nach sich, daß beides für ihn nie wieder zu gewinnen war; unstät und ruhelos jagte er der Befriedigung nach. Das dunkle Ziel, nach dem er suchte, nannte er Glück. Aber wie kann da von Glück noch die Rede sein, wo der beste Theil des Herzens keine Stimme mehr hat? Wo die Begierde allen Platz eingenommen, hat nur noch die Sättigung Raum, und Zufriedenheit und Wunsch sind voraus auf der Flucht. Wer Alles genossen, hat nichts mehr zu gewinnen, doch bleibt ihm die Hast des Suchers. Was er aber erreichen möchte, liegt bereits hinter ihm: das Blut, das Vertrauen, der Enthusiasmus und die bewältigende Hingebung der Jugend. Das gilt nicht allein in Bezug auf Frauen und die Liebe, auch wer keinen

höheren edlen Ehrgeiz besitzt, sein Streben nicht consolidirt, wird eine Leere empfinden, wenn der Reiz des Lebens, der in jungen Jahren liegt, geschwunden . . .

Es lag in dem Charakter Herzog Bernhard's, ebenfalls in Folge einer ungebundenen Erziehung und seines Wanderlebens, zudem ein abenteuerlicher Zug, der ihn vor den gewagtesten Unternehmungen nicht zurückschrecken ließ. War nun zugleich ein ritterliches Wesen damit verbunden, so ist unser Zeitalter doch keineswegs so nachsichtig, um die Art und Weise eines Heinrich IV. oder Franz I. zu entschuldigen, namentlich wenn ein Fürst nicht auch die heroische Seite jener französischen Könige vereinigt, und ihn eine bedeutende Machtstellung vor einer Sittenkritik schützt. Das war Beides bei Herzog Bernhard nicht der Fall.

Bevor und nachdem er das Herz Eleonorens gewonnen, unterwarf er sich willig ihren kleinen Capriçen, von denen kein Weib frei ist, er suchte sie in Verkleidungen auf Schloß Ellern auf, da sie ihre Liebe als Geheimniß betrachtet wissen wollte, aber für die Dauer hielt seine Neigung nicht an. Es war lediglich der Widerstand, den sie seinen Bestürmungen entgegensetzte, der einen momentanen Reiz auf ihn

ausübte; als sie ihm aber nichts mehr zu gewähren hatte, betrieb er die ganze Angelegenheit nur als eine angenehme Beschäftigung und in der Erwartung, daß ein anderes galantes Band lösend dazwischen treten würde.

Gräfin Eleonore liebte den Herzog leidenschaftlich; er war ihre erste Liebe. Neigung, Ehrgeiz trafen zudem in der Huldigung eines gekrönten Hauptes schmeichelnd zusammen, und sie dünkte sich wohl für werth, ein Diadem zu tragen. Ihr heißes Blut und ihr Stolz kannten kein Hinderniß zu einer Vermählung, sie betrachtete den Adel ihres alten Hauses einem fürstlichen für ebenbürtig. Sie war auch nicht verblendet gegen die Fehler im Charakter ihres herzoglichen Geliebten, aber sie traute sich auch die Eigenschaften zu, ihn davon abzubringen, und wenn sie es gestattete, daß er sie heimlich besuchte, so geschah es, weil sie sich Festigkeit genug zutraute, jedem ungebührlichen Begehren entgegenzutreten, und hauptsächlich deßhalb, weil sie wohl fühlte, daß vor einer Entscheidung die große Menge und ihr Vater selbst Grund hatten zur Verläumdung und Mißbilligung. Aber ihr Blut schlug zu heiße Wellen, als daß sie bei dem gefährlichen Spiel geheimnißvoller Zusammenkünfte nicht einen unbewachten folgeschweren

Augenblick gehabt hätte. Er rächte sich. Als sie sich nun noch diesen Moment gestehen mußte, daß auch sie nicht im Stande sei, den Herzog enger zu fesseln, als sie wahrzunehmen glaubte, daß seine Liebe mit der ihrigen nicht Maß halte, wurde ihr Herz von einer entsetzlichen Qual ergriffen. Sie litt unsäglich, ohne es zu zeigen, ohne sich selbst ein klares Bekenntniß abzulegen, und, wie es immer geschieht, daß wir das Unangenehme und Drohende so lange zu verläugnen suchen, als bis nicht die Gewißheit schrecklich eintritt, so verscheuchte sie auch bald wieder die trüben Bilder der Untreue, und wenn der Herzog nach solchen Augenblicken ihr um so feuriger seine Liebe betheuerte, war sie noch glücklich genug, an seine Versicherungen zu glauben.

Aber einmal der Dämon des Zweifels und des Zwiespalts geweckt, und nimmer findet das gefolterte Herz Ruhe; Ebbe und Fluth wachsen zusehends, und was die eine bindet, vernichtet die andere . . .

Die Sprache Lindner's hatte vollends das Mißtrauen und die Befürchtung angefacht. Schon damals, wo sie mit dem Herzoge im Theater war, hatte sie unnendlich unter der Wahrnehmung gelitten, daß dieser Therese eine auffallende Aufmerksamkeit zuwendete. Die Eifersucht loderte verzehrend in ihr

empor, und keine Empfindung wächst so gefährlich, wie dieses Wesen der grimmen Ausgeburt. Dazu kamen ihr beleidigter Stolz, ihre gekränkte, verrathene Liebe . . .

Arthur liebte Therese. Eleonore hörte es von Lindner, doch stand ihr dieß Ereigniß so nahe? Enthielt es für sie einen Trost? Sollte sie den Bruder zu einem Schritte bewegen, den sie im Innersten ihres Herzens verdammte, zu dem sie nie ein volles zustimmendes Ja sprechen konnte? Was mußte Arthur von ihr denken, wenn sie auch nur den Versuch einer milden Ausgleichung machte? Sie, die stolze Aristokratin, sollte den Bruder anfeuern, ein Kind der niederen Stände, eine Schauspielerin zu heirathen! . . . Den Gedanken verwarf sie, ohne auch noch dabei den Vater zu berücksichtigen, dessen Schmerz durch ein solches Ereigniß geweckt werden mußte. Was hatte ihr Schicksal mit dem ihres Bruders gemein? Konnte er das ihre verbessern durch eine Verbindung, die sie verabscheute? Sie gingen verschiedene Wege — die Liebe Arthur's konnte nie der Schemel zu ihrem Glücke werden, und niemals wollte sie dasselbe einem Dritten verdanken.

Aber der Herzog! Wenn sie ihm verriethe, daß Arthur die ersten Ansprüche an Therese habe? Es

war ein kleinliches Hilfsmittel und immer noch in seinem Erfolge zweifelhaft. Doch sprechen mußte sie ihn, sie wollte Entscheidung auf alle Gefahr, auf das Furchtbarste hin, Entscheidung! Es war hohe Zeit mit dem gefährdeten Rest ihrer angetasteten Ehre Hand zu halten; unerbittlich sprachen die Gesetze der Natur ... Also Gewißheit um jeden Preis. Mit diesem Gedanken, mit allem Aufgebot ihrer Geisteskräfte sich sammelnd, ging sie in den Salon zurück, wo sich der Herzog mit ihrem Vater und dem Grafen Schacht, der zu bleiben genöthigt worden, befanden.

Eleonore verbrachte hier eine lange martervolle Stunde. Der Herzog war aufmerksam genug, bei ihrem Erscheinen ein Thema der Unterhaltung anzuschlagen, von dem er wußte, daß sie es gern behandelte, aber wenn die Seele an etwas keinen Antheil nimmt, verräth sich zu leicht Druck und Sorge; ihre Niedergeschlagenheit vermochte sie nicht ganz zu verbergen, so viel Mühe sie sich auch gab, mit Thränen im Herzen zu lächeln.

Sie athmete auf, als später der Herzog mit ihrem Vater im abgesonderten Gespräch in eine Fenstervertiefung trat, doch kam Graf Schacht, der bis dahin stumm dagesessen, gleichzeitig auf sie zu.

Sie hatte ihn nur flüchtig betrachtet, mit jener Scheu, die aus der Abneigung und Befürchtung folgert, und sie konnte diese Art von Befangenheit um so weniger verbergen, als die Vergleichung zwischen ihm und dem Geliebten durch den Umstand ihres Beisammenseins sehr nahe lag, und der Eindruck von der Unterhaltung mit Lindner noch frisch in ihr lebte. Was konnte er ihr überdieß zu sagen haben? Sie hätte ihm gedankt, wenn er sie ruhig ihrer Stimmung überlassen; es giebt Situationen, in denen jedes Wort wie eine Verletzung klingt, und eine fremde Zurückhaltung gefordert wird, die durchaus unmotivirt ist.

Graf Schacht, der keine Ahnung von einem bestehenden Verhältniß zwischen dem Herzoge und Eleonoren hatte, und der eben die besten Hoffnungen für seine Wünsche von jenem und dem Minister erhalten, ohne daß er sie provocirt, näherte sich ihr mit einer Bescheidenheit, die nur das Vorurtheil übersehen mochte, und äußerte: „Sie sind leidend, Comtesse?"

„Wer sagt das?" fragte sie, die es nicht gestehen wollte.

„Ihr Aussehen, Ihre Bläße, die mich beunruhigt."

„Seit wann ist Graf Schacht so besorgt um mein Wohlbefinden?"

„Seit dem ich das Glück hatte, Sie das erste Mal zu sehen. Ich glaube nicht, daß in diesem Ausspruch eine Veranlaßung zu Ihrem Zorne liegen kann.“

„Und fürchten Sie diesen Zorn?“ meinte sie aufblickend, mit einem eigenthümlichen, aber nichts weniger als wohlwollenden Lächeln.

„Wie den Tod!“

„Sie sind kein Held!“ bemerkte sie, indem sich das Lächeln zu einem bitteren steigerte.

„Frauen und Ihnen namentlich gegenüber fühle ich nur die Kraft der Ergebung.“

„Ist das nicht ein Widerspruch: Kraft und Ergebung?“

„O nein. Wenn das Herz voll Empfindung ist, davon überströmen will, so gehört jedenfalls Kraft dazu, damit zurückzuhalten. Und dann, Comtesse, sich mit einem stolzen Sinn freiwillig zu beugen, ist mitunter einer Anerkennung werth.“

„Wenn Sie diese Anerkennung von mir fordern, dann eilen Sie der Zeit mit Riesenschritten voraus.“

Graf Schacht schwieg einen Augenblick, während dem sich ein schmerzlicher Zug um seinen Mund legte, dann rief er erregt: „Leider! und noch einmal

muß ich es wiederholen, leider! Kann es nicht anders sein? Sie wissen, Comtesse, was Sie mir sind, wenn Sie Sich auch Mühe geben, es nicht wissen zu wollen, wenn auch mein Mund nicht so beredt sein durfte, wie vielleicht die ungehorsamen Augen es waren. O wenn Sie es doch nur einen Moment anerkennen wollten, wie theuer Sie mir sind!"

Eleonorens Augen schweiften hinüber, wo der Herzog mit ihrem Vater verweilte, und ihre Unruhe wuchs mit der Lebhaftigkeit des Grafen. Sie wußte selbst nicht wie es kam, aber der Gedanke dämmerte in ihr auf, sie habe ihm ein Unrecht abzubitten. Es fielen ihr mit einem Male all' die bitteren Aeußerungen ein, die sie über ihn gegen ihren Vater, und bloß aus dem Grunde geäußert, weil sie wußte, daß dieser die stillen Bewerbungen des Herrn von Schacht sehr gern sah und willkommen nannte. Jene Aeußerungen waren eben so ungerecht als parteiisch. Doch war es eben auch nur ein flüchtiger Gedanke, der sie gerecht sein ließ, und der brennende Blick, den ihr der Herzog herübersandte, verscheuchte schnell jede bessere Regung.

Sie antwortete in ihrer herben Art, die sie gegen den Grafen anzunehmen zu müssen glaubte: „Ihre Kühnheit erwächst wohl aus dem Wohlwollen,

womit Sie mein Vater allzu verschwenderisch bedeckt? Doch vergessen Sie auch nicht, Herr Graf, daß die Tochter immer das erste Wort hat in Angelegenheiten, die das Herz betreffen."

„Niemals," erwiederte Schacht mit gedämpfter Stimme, erregt und dringend — „niemals hab' ich das vergessen, und wenn Seine Excellenz gütig gegen mich war, so geschah es, ohne daß ich diese Güte provocirte. Glauben Sie mir nur dieses, Gräfin. Es würde mich schmerzen, wenn Sie mir ein so lockeres Gefühl zutrauten, um mit dem Worte des Vaters die Tochter zu etwas zwingen zu wollen. Allerdings war von Ihrer Zukunft und — lassen Sie es mich aussprechen — auch von der meinigen zwischen uns heute die Rede, aber Seine Hoheit war es, der Herzog, der sie zur Sprache brachte."

Eleonore wechselte die Farbe, und der tiefe Purpur, den der Blick des Herzogs auf ihrem Antlitz entzündet, wich einer tiefen Marmor-Bläße, so daß es der Graf bemerkte und besorgt fragte: „Ihnen fehlt etwas, Gräfin? Ganz gewiß, Sie leiden!"

„Mir fehlt nichts, nichts!" entgegnete sie mit gewaltsamer Fassung. „Es sind kleine Schwächen, die schnell vorübergehen." —

Zu ihrem Glücke, denn die Unterhaltung kostete

ihr unsägliche Mühe, traten der Herzog und ihr Vater hinzu; und der Letztere sagte: „Nun wie ist es, Graf, wollen Sie die Nacht auf dem Schloße bleiben, oder morgen wiederkehren?"

„Wenn Sie mir gestatten, Excellenz, so komme ich morgen zurück; meine Abwesenheit auf meinem Gute ist nicht vorbereitet," entgegnete der Gefragte, der wohl gerne geblieben wäre, aber dazu auch nicht die leiseste Aufforderung in den Mienen Eleonorens las. Er verabschiedete sich demzufolge, peinlich berührt und voller Unruhe, auch sogleich, und bald hörte man ihn auf dem Schloßhofe davon reiten. —

Nach einer Viertelstunde mußte Eleonore sein Lob aus dem Munde ihres Vaters hören, bis es ihr gestattet war, ihr Zimmer aufzusuchen. Bevor sie dieses that, gewann sie ein Mittel, dem Herzog ein Zeichen zu geben, das dieser verstand und stillschweigend bejahte. In ihrem Zimmer angekommen, verabschiedete sie die Kammerfrau, und bald trat der Herzog bei ihr ein.

„Noch so spät einen Liebesgruß?" lachte er leichtfertig, indem er ihre Hand ergriff und zum Munde führte. „Ich hätte kaum geglaubt, daß meine schöne Eleonore, nach ihren finsteren Mienen von heute zu urtheilen, noch so gnädig gegen mich sein

würde. Dann aber auch wollen wir die Minuten nicht ungenützt vorüberfliegen laßen, Madonna, ich lege mich Ihnen zu Füßen, und all' die tausend Liebesschwüre will ich wiederholen, die Du von mir bereits gehört!"

Zum ersten Male erröthete Eleonore vor dieser Sprache, zum ersten Male erfüllte ihre Brust eine Schaam, daß sie dieselbe früher geduldet, daß es ein Mann wagen konnte, so mit ihr zu reden. Sie stand inmitten des Zimmers, zitternd, halb bewußtlos, und eine Thräne blinkte in ihrem Auge.

„Was ist das?" rief der Herzog bei diesem ungewohnten Anblick. „Meine schöne Comtesse weint? Wer ist der Unglückselige, der diesen Schmerz hervorgerufen? Ist er in meine Hand gegeben, er soll es nicht ungestraft gethan haben. Rede! wer ist es?"

Heftiger zitterte Eleonore auf, und mehr als eine Thräne glitt über ihre Wange. Sie schwieg und legte die Hände über's Gesicht.

„Beim Himmel!" fuhr der Herzog unmuthig fort, indem er sich bestrebte, ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen — „das sieht ja aus, wie Vorbereitungen zu einer Komödie. Ich bin kein Freund von diesen Scenen, wobei mehr Fragen geschehen, als Antworten erfolgen können. Bin ich deßhalb

hierher gerufen, so ist es wahrlich unverzeihlich. Es hat bereits eilf Uhr geschlagen, und das späte Nachtwandeln ist nicht meine Sache, wenn ich bei Jemand eine Anstandsvisite mache. Noch einmal, wer hat gegen Sie, Comtesse, etwas verschuldet?"

„Sie selbst!" rief sie schluchzend — „und ich bin elend für alle Zeit!"

„Ich?" rief der Herzog sichtlich erstaunt. „Beim Himmel, davon hab' ich mir den ganzen langen Tag nichts träumen lassen. Es klingt neu zum mindesten, denn nie hat die schöne Eleonore einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen."

Der Ton, in dem er Alles sagte, empörte sie mehr und mehr, und, wohl fühlend, daß sie mit der weiblichen Schwäche, die sie heute zum erstenmale ihm gegenüber überkommen, eine schlechte Waffe führte, gab sie sich Mühe, ihre Fassung wieder zu erhalten. Sie sagte: „Die Leichtfertigkeit, mit der Sie zu mir reden, hab' ich verdient, und deßhalb muß ich sie dulden; nun dürfte es aber damit genug sein, wenn ich nicht glauben soll, daß hinter derselben mehr noch versteckt liegt, mehr — als ich ertragen könnte."

„Und was wäre das?" meinte der Herzog ernster und von ihrem fest feierlichen Tone betroffen.

„Und was könnte die schöne Gräfin nicht ertragen?"

„Meine Schande!"

Der Herzog biß sich auf die Lippen.

„Es muß mit uns zu Ende kommen," fuhr Eleonore fort. „In wenig Worten will ich noch einmal mein Schicksal wiederholen. Ich habe Ihnen Alles gegeben, was ein Weib geben kann, auf Ihr fürstliches Ehrenwort hin, daß Sie eine Verbindung vor den Altar heiligen wollen, eine Verbindung, die mich bereits Alles gekostet. Meine Erniedrigung will ich nicht wiederholen, nicht, wie tief ich sie empfinde, nichts erwähnen von dem Kummer, dem Gram und der Sorge, die seit jenem Augenblicke in mir wühlen. Ich will mich auch nicht entschuldigen, auch nicht Sie anklagen, aber bitten will ich Sie, und wenn es sein muß, fußfällig, Ihr fürstliches Wort nun einzulösen. Es ist nöthig."

Sie sank vor ihm nieder, ohne Ostentation und Leidenschaft, kalt, ruhig, und doch ein Bild der tiefsten Trauer — ein Herz wartete mit den letzten lebensvollen Pulsschlägen, ob es brechen oder aufleben durfte.

„Was thun Sie?" ermahnte der Herzog, unangenehm berührt und auf diese Scene nicht gefaßt.

„Stehen Sie auf! Sie sind krank, Ihre Phantasie malt Ihnen dunkle Schreckbilder vor, die nicht existiren. Eleonore, ich bitte Sie, stehen Sie auf!" Er versuchte, sie emporzuheben, sie aber verharrte in ihrer Stellung und sagte: „Nicht eher steh' ich auf, bis Sie Ihr fürstliches Wort gelöst!"

„Mein fürstliches Wort!" rief er mit steigendem Unmuth. „Ist ein Priester in der Nähe, den ich heraufrufen kann? Kann ich alle Vorbereitungen hieherzaubern? Seien Sie vernünftig, und laßen Sie mir Zeit, darüber nachzudenken, wie sich die fatale Angelegenheit am besten ausgleichen mag."

„So sprechen Sie durch Wochen, und die Gefahr für mich steigt mit jedem Tage!" sprach sie in demselben ruhigen, schmerzlichen Tone wie vorhin. „Ich fordere von Ihnen nichts, als wozu ich berechtigt bin. Es ist ein Geringes, was Sie erfüllen sollen, Sie haben die Macht und die Gewalt."

„Die Gewalt! Sie sind kindisch, meine Stellung und die Ihrige zu übersehen! Ein regierender Fürst hat größere Rücksichten zu nehmen, als die gegen ein Weib. Was glauben Sie, ob man im ganzen Lande wohl ruhig bleiben würde bei der Nachricht: der Herzog hat die Gräfin so und so geheirathet, über Nacht in einem Anfall von Liebestollheit? Sie sind

im Innersten selbst von der Unmöglichkeit eines solchen übereilten Schrittes überzeugt; wenigstens werden Sie es sein, sobald Sie ruhiger darüber nachdenken. Gewöhnen Sie Sich so bald wie möglich dahin zu gelangen, und wir wollen die Sache besprechen, wie sie am geschicktesten auszugleichen. Ich kann mich nur ebenbürtig vermählen, die ganze Zukunft meines Landes beruht auf mir; ich bin der Letzte meines Stammes. Das bedenken Sie!"

In dieser Weise fuhr er noch lange fort, in sie einzudringen. Sie sagte, antwortete nichts. Kein Zug ihres Gesichtes verrieth die Zerschmetterung, die sie innerlich empfand. Jedes seiner Worte war ein vergifteter Eistropfen, der auf ihr Herz fiel... Sie ließ es auch ruhig geschehen, daß er sie aufhob, wie er aber, in der Meinung, daß sie von seiner Ansicht überstimmt sei, sie an sich ziehen und einen Kuß auf ihre Lippen drücken wollte, fuhr sie zurück, als berührte sie der Biß einer Schlange, und, mit ausgestrecktem Arm, emporgehobenem Haupte, wie befehlend, daß er ginge, sagte sie in einem eiskalten Tone: „Ich werde Ihnen leuchten, Herr Herzog! Es ist Zeit, daß Sie mich verlassen!"

Sie nahm den Armleuchter vom Tisch und trat an die Thür. Er folgte, halb zufrieden, halb

unmuthig und beschämt. Als er an ihr vorüber mußte, heftete sie einen Blick auf ihn, der in alle Tiefen seiner Seele dringen wollte, einen Blick, wie ihn die todt=kranke Löwin auf den Jäger richtet, der sie verwundet. —

Gerade, in demselben Augenblicke, wo er an ihr scheu und verwirrt vorüberschlüpfte, öffnete sich gegenüber eine andere Thür, und Lindner wurde sichtbar, ein Licht in der Hand. Aller Augen begegneten sich einen Moment, dann trat Eleonore in ihr Zimmer zurück.

Ihre Kraft hatte eben ausgereicht. Am ganzen Körper bebend, mit einem lauten krampfhaften Aufschrei stürzte sie nieder, und verzweiflungsvoll schleppte sie sich zu einem Sopha, wo sie, das Haupt in die Kissen verbergend, eine lange, trostlose, ewige Nacht verbrachte.

Einundzwanzigstes Capitel.

Während jenes Auftritts zwischen dem Herzoge und Eleonoren hatte Graf Arthur Lindner aufgesucht. —

Seit der Unterredung mit seinem Vater von einer steigenden Unruhe und peinlichem Zwiespalt

ergriffen, war von Arthur Alles geschehen, um beides zu erhöhen. Es giebt Naturen, die eines Rathgebers selten bedürfen, und andere, denen ein Führer durch's ganze Leben unerläßlich ist, wenn sie nicht allaugenblicklich gegen ihren eigenen Vortheil, ja nicht selten gegen die einfachsten Lebensregeln verstoßen wollen. Zu diesen gehörte in mancher Beziehung Arthur, ohne sich's indeß eingestehen zu wollen, ohne überhaupt je darauf aufmerksam geworden zu sein.

Die Sprache seines Vaters hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, er gestand sich, daß er nicht anders als nach dessen Intentionen gerecht würde handeln können; das Alles so lange er bei ihm war. Als er indeß, sich selbst überlassen, wiederum lebhafter an Therese erinnert wurde, wie sich ihr liebliches Bild brennender vor ihm gestaltete, wie Niemand da war, der durch seinen Widerspruch diesen lockenden Eindruck verwischt hätte: da stiegen seine Empfindungen sehr zu Gunsten Theresens, und die Ermahnungen des Vaters traten in den Hintergrund. Es zog ihn gewaltsam hin zu ihr, und doch, bereits auf dem halben Wege, blieb er wieder entmuthigt stehen; er kam mit sich nicht in's Reine. So, von Zweifeln und Befürchtung hin und her gezogen, durchstrich er einsam die Umgegend, bald aus der

Ferne auf Hellborn hinüberstarrend, wo sie verweilte, bald umkehrend voll Unmuth und heftigeren Zwiespalts.

Anstatt nun die Sache klar abzuwägen, sich Jemand anzuvertrauen, wenn auch nur brieflich, da er einen erprobten Freund in der Residenz hatte, überließ er sich gänzlich einem dumpfen Hinbrüten, vernachläßigte dabei Therese, und gewann für seinen Frieden nichts.

In solcher Stimmung, zweifelnd, unmuthig, kam er zu Lindner.

„Was hast Du wieder?" meinte er verdrießlich. „Du machst die Sache so wichtig, daß ich wohl erscheinen muß. Was giebt es?"

„Ich wollte mich nach Deinem Befinden erkundigen; Du bist sehr selten zu Hause."

„Mir geht es nach den Umständen gut," versetzte Arthur, über den gleichgültigen Ton pikirt. „Nichts weiter?"

„Und dann Fragen, wie Dir die längere Anwesenheit Seiner Hoheit behagt?"

„Du bist sehr witzig mit Deinen kurzen Fragen."

„Oder auch sehr besorgt um Dich, mein lieber Arthur. Du schweifst in den Thälern und Wäldern herum und vergißt darüber das Nächste. Ich habe Dich beobachtet. Vergeblich, daß Dich Therese erwartet."

„Du spionirst nach allen Seiten, und warst also auch bei ihr?“

„Um sie in Verzweiflung zu finden. Das arme Wesen weiß nicht, was es glauben, an was es sich halten soll. Es ist nicht Recht, daß Du Deine Vernachläßigung so weit treibst, um das Theuerste und Beste zu verletzen und zu quälen. Die Voraussicht fordere ich niemals vom Menschen, aber doch Theilnahme und Mitleid nach einer Verschuldung, ohne beides erschöpft sehen zu wollen.“

„Du bist ein eben so kluger als warmer Anwalt. Wenn ich nur wüßte, ob Du Deine Uneigennützigkeit niemals verläugnen könntest?“

„Du bist bitter und ungerecht. Warum? Dein Vater hat Dir wahrscheinlich alles vorgehalten und Dein Pflichtgefühl erschüttert. Du hast darüber noch nichts geäußert.“

„Er hat das allerdings, und mit so gerechten Worten, daß ich im Zweifel bin, was zu thun.“

„Darin liegt's also; Zweifel und Zwiespalt martern Dich? Aber, Arthur, es wird darum nicht besser, daß Du still vor Dich hingehst, brütend, daß Dich der Zufall zur Entscheidung führe. Wenn Du nur das Eine glauben möchtest: daß jeder Mensch, auch Dein Jugendfreund und Schulgenosse, Augenblicke hat, wo

er uneigennützig genug denkt, um seine Person ganz aus dem Spiel zu lassen. Ich habe nichts, was ein eigenes Interesse geböte, hier wenigstens nicht. Therese hat meine Theilnahme erweckt und jetzt, wo ich sie in ihrem Kummer sah, mein tiefstes Mitleiden. Du mußt einen Entschluß faßen."

„Ich kann nicht, ich kann's wahrhaftig nicht. Ich habe schon daran gedacht, sie mit Allem abzufinden, was zu meiner Disposition steht. Sie wird viel zu leiden haben von ihren Collegen, von ihren eigenen Vorwürfen, Sorge und Druck werden auf ihr lasten; ich will ihr davon abnehmen, so viel meine Mittel gestatten. Gieb mir die Wege an, wie ich es ohne am wenigsten zu verletzen ihr anbieten kann."

„Also Geld, wiederum Geld, für ein gemartertes, vielleicht gebrochenes Herz. O ihr Reichen und Vornehmen, die ihr darin ein Universal-Heilmittel für alle Gebrechen des Lebens findet! Geld ist gut für den Bettler, dessen graues Haar einen Beitrag für einen bretternen Sarg begehrt, für die Armuth, die mit erloschenen Blicken eine kärgliche Gabe verlangt, um ihre gesunkenen Lebenskräfte aufflackern zu lassen; aber die Seele, die Seele! Daran denkt ihr nicht, davon habt ihr keinen Begriff! Beim Himmel,

ein zerlumpter Kittel ist nicht so arg, nicht so mitleidenswerth, als eine zerlumpte, zerfetzte Seele! Heile das wer kann mit einem Dukaten. Er wird ein Stück Blei in der Hand eines solchen Elenden. Und hast Du denn Alles vergessen, ist nichts von der Erinnerung in Dir geblieben, die schon einmal so arg Deinen Zwiespalt hervorgerufen und eine Lebendig-Todte zu Tage gefördert? Das kurze Gedächtniß der Menschen: Alles vergessen sie. Schmerz und Freude, Lust und Leid, und nur der Genuß lebt fort, und der Egoismus spielt dazu die lustigsten Weisen. Pfui über den Bankerott des Gefühls!"

„Bist Du toll, ist Dein Verstand verrenkt?" rief Arthur zornig. „Du fieberst, wie Einer, der seine Phantasie in Leichen verbißen. Das ist der Groll, der sich über einen eigenen Verlust erbittert, und nicht die Sprache des Freundes. Wie bist Du auf einmal, so plötzlich zu der Einsicht gekommen, daß wir Reichen und Vornehmen überall nur goldene Brücken zu bauen verstünden, überall nur einen Dienst erblicken, den wir bezahlend vergessen können? Der Unterschied war Dir sonst nicht so geläufig."

Lindner, durch die letzten Vorgänge in einer gereizten Stimmung, fühlte, daß er zu weit gegangen, und sagte: „Gut, laß uns wie Menschen sprechen, die

der Klugheit die Krone reichen, und Alles darunter mit Achselzucken hinnehmen. Was schadet's, was ihr geschehen? Es ist nicht der erste Fall; es ist ein kleines Glied in dem großen Ganzen. Solche und ähnliche Epigramme sind köstlich erfunden, um sein Mitleid dahinter zu verstecken. Du wirst übrigens staunen. Ist Dir an Therese nichts aufgefallen, nichts Besonderes, als ihre Schönheit und der frische Teint?"

Arthur sah ihn mit einem Blicke an, der zweifelhaft ließ, ob er Verachtung, Zorn, oder beides zugleich ausdrückte, und antwortete nicht.

„Besinne Dich!" fuhr Lindner mit einem fatalen Lächeln fort, das bei ihm stereotyp war, wenn er wie jetzt zwischen bitterem Spott und warmer Empfindung kämpfte. „Ihr Haar ist glänzend, von prächtiger Fülle und Farbe, der Arm und der Nakken so weiß, daß beide den nackten Schnee beschämen, mit dem Titian so verschwenderisch umgeht; Fuß und Hand sind bei ihr ein Model, um berühmt zu werden; die Zähne eingereihte Perlen, Mund und Lippen der halb aufgeschlossene Kelch einer Granatblüthe. Ob sie nun gleich darin besonders ist, so mein ich das Alles nicht. Denke zurück, zwei, drei

Jahre, erinnerst Du Dich an nichts? Fällt Dir gar nichts auf?"

„Das ich nicht wüßte," bemerkte Arthur kurz. „Das Salz Deiner Vorrede ist abscheulich, Du kannst das Folgende für Dich behalten. Adieu!"

Er wandte sich gegen die Thüre.

„Fall' nicht über die Schwelle!" rief ihm Lindner nach, indem er rasch von dem Stuhle aufsprang, auf dem er gesessen.

„Arthur," fuhr er dann, einen sehr ernsten Ton anschlagend, fort: „Arthur, Therese ist die Schwester der unglückseligen Anna Wolfram!"

Wie ein Blitz wandte sich der Graf zurück und starrte Lindner an.

„Es ist so," ergänzte dieser. „Mir ist die Aehnlichkeit zwischen Beiden gleich aufgefallen, obgleich sie eben nicht bedeutend. Wunderbar, daß Du davon nichts bemerktest."

„Doch, aber wie ein flüchtiger Traum, wie ein trüber, den man am liebsten gleich verscheucht," stammelte der Graf, sich mühsam von seiner Ueberraschung erholend. „Aber erkläre mir!"

Lindner setzte ihm nun auseinander, wie er die Vermuthung bestätigt gefunden, und daß Therese einen andern Namen angenommen.

Als er geendet, fragte Arthur: „Und hast Du Dich bei ihr nach Anna erkundigt? Weiß Therese um die Vergangenheit?"

„Nein," versicherte Lindner; „sie hat keine Ahnung davon. Wozu auch? Ich war der Ansicht, Du würdest an der Schwester gut machen, was Du etwa an der Vergangenheit abzubüßen."

„Du hältst mich für schuldig? Immer noch?" fragte Arthur unmuthig und gedankenvoll auf und niederschreitend.

„Lassen wir das! Es läßt sich nicht ändern, was geschehen," bemerkte jener. „Damit sind wir aber noch nicht zu Ende. Ich habe versprochen, daß sich Theresens Schicksal heute entscheiden muß."

„Du bist sehr diensteifrig; und wie glaubst Du, daß es sich entscheiden wird?"

„Wenn Du Dich ihrer nicht annimmst, wird es der Herzog. Er hat ihr einen Antrag stellen lassen, um sie an die Residenz zu fesseln. Er glaubt in ihr ein Talent entdeckt zu haben, das seiner Hofbühne alle Ehre machen würde. Ich glaube es selbst, ohne indeß alle die Intentionen zu hegen, die Seine Hoheit haben mag."

War der Graf durch die erste Nachricht schon überrascht, diese zweite erhöhte sein Erstaunen, aber auch

seinen Zorn. Er haßte den Herzog, er nannte ihn seinen Feind, und daß er wiederholt sich in seine Angelegenheiten drängte, unvorhergesehen und ungeahnt, reizte ihn bis zur Wuth. Dazu die versteckte und wohlverstandene Andeutung Lindner's, und es geschah, was dieser bezweckte — die Eifersucht mischte sich in's Spiel.

„Also er wiederum?“ rief er heftig aus. „Zum zweiten Male er? Und was meinst Du mit den Intentionen? Villeicht dieselben wie bei Anna? Giebt es doch keine anderen für die Lüsternheit, die nicht satt werden kann, und den Sinn, der überall herumluggelt. Aber beim Himmel! dießmal bin ich nicht willens, meinen Degen mit meinem Zorn so schnell in die Scheide zu stecken, wie damals, wo ich es gestattete, daß seine stolze oder verrätherische Hoheit seine Pistolen, mit denen wer weiß was! geschehen, gebrauchen dürfte, und mir zum Dank für meine Gefälligkeit eine Kugel in den Leib jagte; er war der erste Schütze seiner Zeit, und ich Narr wußte es. Aber heute muß er sich mir nochmals stellen, ich werde ihn zwingen!“

„Thorheit!“ meinte Lindner. „Ein regierender Fürst und ein einfacher Graf! Damals, ein einfacher Prinz, hatte es nichts zu sagen. Standesunterschiede

wachsen überall. Du kannst ihm höchstens auf dem Zimmer sagen, wie Du über ihn denkst, und damit ist die Sache von Deiner Seite abgethan. Er dagegen, wenn Du ihm zu nahe trittst, läßt es Dich büßen."

„Das verstehst Du nicht," rief der Graf hitzig. „Es ist eine Privatsache, die auszufechten; die Krone, das Haupt des Staates, hat damit nichts gemein. Es ist der Edelmann, der mit dem Edelmann verhandelt, und in dieser Beziehung gilt zwischen dem Adel gleiches Recht und gleiche Anerkennung."

„Phrasen!" sagte Lindner. „Damit läßt sich nichts durchfechten. Sei vernünftig!"

„Vernünftig!" lachte Arthur bitter. „Wenn es an Herz und Sinn geht, ist diese Weisheit so abgenutzt wie abgeschmackt. Entweder gieb einen guten Rath, oder bleibe ganz damit zu Hause. Bedarf ich ihn überhaupt? Ich bin in der Sache betroffen, und ich will sie auch durchführen."

„Und wie?"

„Wie? Nach der That kannst Du davon hören!" — Er eilte gegen die Thür. Lindner hielt ihn zurück. „Bedenke," sprach er, „bevor Du handelst. Noch einmal, Du hast keinen Grund, Dich über den Herzog zu ereifern. Was hat er gethan, was einer schlimmen

Absicht ähnlich sähe? Kann er wissen, wie Du zu Therese stehst, daß sie die Schwester Anna's ist? Ueberhaupt, Arthur, ist es eine eigene Sache mit den Herzensangelegenheiten. Wenn sich zwischen zwei Liebende ein Dritter drängt, und es gelingt ihm, Zwietracht und Feindschaft auszusäen, so ist die Verrätherei kaum bei ihm zu suchen; die andern Beiden tragen die größere Schuld. Ist ihre Liebe keine so feste, daß sie eine Versuchung zu überdauern vermag, dann ist es eher ein Glück, daß sie frühzeitig miteinander zerfallen. Hast Du überhaupt feste Entschlüsse in Betreff Theresens? Du hast sie vernachläßigt, nachdem Du sie in Hoffnung und Unruhe versetzt, und ich würde mich nicht wundern, wenn sie mit Ueberwindung zu der Einsicht kommt, daß sie Dich aufgeben muß, und den Antrag des Herzogs annähme. Leben muß zuletzt Jedermann, und Du wirst so einsichtsvoll sein, um nicht zu verlangen, daß Therese Deinetwegen das trockene Brod der Armuth nage, wenn sich ihr die Aussicht zu einer besseren Existenz darbietet. Du hast ihre wärmste Theilnahme verscherzt."

Arthur fühlte die Wahrheit des Gesagten, aber die einmal angefachte Eifersucht verließ ihn nicht, und Lindner that Alles, um sie noch mehr anzuschüren. Es war ihm nicht darum zu thun, ein

Rencontre mit dem Herzoge herbeizuführen, wobei er selbst nur verlieren konnte; er handelte noch in seinem Interesse, noch gab er eine Hoffnung nicht ganz auf, die so sehr in der Unterredung mit Comtesse Eleonore gelockert worden war. Und wenn diese Hoffnung täuschte, er gewann zum mindesten etwas für seinen Haß, den er gegen die Verhältnisse, die Welt, gegen Alles in sich aufsteigen fühlte. Mit dem Verluste Eleonorens gab es nichts mehr, was er der Mühe für werth hielt, daß er sich dafür interessire; und er bedurfte so sehr eines Reizmittels, um überhaupt dem Leben eine bedeutungsvolle Seite abzugewinnen. Ehrgeiz, vielleicht der mächtigste Hebel für alle Existenzen, war ihm fremd, so weit es sich um eine hervotragende Stellung in der menschlichen Gesellschaft handelte, er verachtete Rang und Geburt, er wußte zu wohl, wie sehr Zufall, Protection, Vermögen, zumeist ihre verdienstlosesten Günstlinge das Glück in die Höhe treibt; er kannte nur den Ehrgeiz, der sich damit begnügt, eine eingenommene Stelle ganz und gewissenhaft auszufüllen, also die Pflicht am höchsten hielt, und solchergestalt war die Gleichberechtigung die Fahne, zu der er hielt. Nur die Vernunft, das Wissen, die Vorzüge des Geistes und Herzens, waren sein Unterschied. Damit hieng auch wesentlich

sein Stolz zusammen, der sich ungescheut bis zu einer Fürstin erhoben hätte, wenn diese seine Neigung erweckt. Er sah darin nichts Kühnes oder Vermessenes, es wäre in seinen Augen etwas sehr Gewöhnliches gewesen, und eben so leicht würde er sich andererseits der Liebe des geringsten Wesens hingegeben haben, sobald diese Liebe mit seiner zusammenfiel.

Wenn er trotzdem bei solcher Gesinnung Sitte und Lebensweise, den Ton eines Hofmannes einschlug, so war der Grund sein vieljähriger Umgang mit vornehmen Personen, und die Erkenntniß, daß Alles Mittel zum Zwecke sei; im Innersten galt ihm jene Art nicht mehr, als die freie Ungebundenheit eines Bauern. Seine Fehler nebenbei, waren eben nur ein Beweis, daß auch der berechendste und klügste Mensch es nie zur Vollkommenheit bringt, und daß in einem Calcül schon Fond zu einer Verschlimmerung liegt; wer zur Verstellung und Berechnung greift, streift zwei Tugenden zugleich ab, das Vertrauen und die Aufrichtigkeit . . .

Er machte Arthur kein Geheimniß daraus, daß er es war, den der Herzog zu Therese abgeschickt, und er schloß mit der Erklärung, daß er ihr eine Frist bis morgen Mittag zugestanden, um sich über

die Annahme oder Nichtannahme des fürstlichen Antrags zu entscheiden.

„Du weißt nun, was Du zu thun hast," bemerkte er. „Füge Dich in den Willen Deines Vaters, heirathe Therese nicht, überlaß' sie ihrem Schicksal, aber dann grolle auch nicht weiter über Dein Unglück. Der Herzog hat es nicht hervorgerufen."

„Der Herzog, der Herzog!" rief Arthur, nichts weniger als erkenntlich über die lange Auseinandersetzung seines Jugendfreundes. „Weil er die Macht hat, drängt er sich überall in den Weg, weil er glaubt, daß an seinem Namen der Respect hergeht, meint er Alles erreichen und vernichten zu können; dießmal soll es ihm aber nicht gelingen, und soll es mich mehr noch kosten als die Liebe meines Vaters! Einmal schon hab' ich nachgegeben, damals, wo es mir das Herz brach, Alles über mich einherstürmte — und was gewann ich? Elend schleppt' ich mich durch lange zwei Jahre, innerlich den Zwiespalt, und äußerlich verwundet zum Gotterbarmen, geknickt, um nie wieder froh aufzukommen. Es ging doch, die Jugend hat stählerne Nerven und das Herz ist schmiegsam zum Erschrecken ... Aber, Du sagst" — fuhr er nachdenkend fort — „Therese hat die Vorschläge des Herzogs angenommen?"

„Das nicht," versetzte Lindner. „Ich habe ihr auf einem Blatt Papier niedergeschrieben, was sie mir bis morgen Mittag zu beantworten hat, falls Du Dich nicht bis dahin entscheidest."

„Also bis morgen! Ueber die Weiber! Ich sollte meinen, ein so jugendliches Herz müßte über dem Geliebten Alles andere vergessen, nur für mich empfinden. Schon daß sie Dir Gehör gab, deutet auf nichts Gutes, auf eine Schwankung nach oben" . . . Unruhig ging der Graf im Zimmer auf und nieder.

Lindner fürchtete, daß die kaum angefachte Eifersucht wieder verfliegen könnte, aber er irrte sich. Freilich je mehr Arthur über die Sache nachgrübelte, desto schwächer wurde sein Vertrauen zu Therese und desto mehr wuchsen seine Zweifel in ihm an, aber auch um so größer wurde seine Entschiedenheit, die Pläne des Herzogs zu durchkreuzen. Die Eifersucht nährt sich von Zweifeln und mehren sich diese, jene brennt heller auf . . .

Der Graf, der inzwischen auch Mißtrauen und Argwohn gegen Lindner zu hegen begann, was er hie und da durch einen Seitenblick auf ihn zu erkennen gab, entfernte sich endlich, ohne daß er diesem eine Erklärung gegeben hätte, was er zu thun entschlossen. Lindner drang auch nicht weiter in ihn; er

fühlte, daß sich ein Bruch vorbereite, der ihn für immer vom Hause des Ministers trennte, und da er die Hoffnungen, die er auf die Person der Comtesse gesetzt, wie schon gesagt, als gescheitert zu betrachten anfing, sie vor seinen klaren Blicken nun immer mehr sanken, so war ihm dieser Gedanke kaum leid. Es kam ihm nur darauf an zu wissen, wie das Spiel verlaufen würde, zu dem er die Karten gemischt. Daß er Arthur nichts von dem Verhältniß seiner Schwester zu dem Herzoge verrathen, geschah größtentheils mit dem Hinblick in die Zukunft, die ihn vielleicht an diesen enger kettete, und einestheils kämpfte mit dem aufsteigenden Haß gegen Alles noch ein Gefühl in ihm, das ihm Schonung gegen die Gräfin gebot. Er sah sie noch denselben Abend, spät, in dem Augenblicke, wo sich der Herzog von ihr entfernte, und er, von einer ahnungsvollen Empfindung getrieben, an seiner Thüre lauschte, um sie auf dem Corridor zu vernehmen. Damit brach aber seine letzte Hoffnung. —

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Graf Schacht war in der unruhigsten und allerübelsten Stimmung. Auf seinem, zwei Stunden von Ellern gelegenen Gute angekommen, übergab er das schweißtriefende Pferd, dasselbe, dessen sich Lindner so schonend bedient, einem Stallknecht, und befahl, man solle Bertram zu ihm schicken.

Bertram war ein alter Mann und langjähriger Diener des Schacht'schen Hauses. Zuverläßig, treu, verschwiegen, und mit hundert andern eben so vortrefflichen Eigenschaften ausgerüstet, gehörte er zu jener Classe von Domestiken, die eine Art von Uebergangsrolle vom Herrn zum Diener spielen, das unbedingte Vertrauen der erstern und eine Species von Achtung und Respect von den letztern genießen. Diese Sorte von Domestiken war früher häufiger, zu einer Zeit, wo der Adel überhaupt noch mehr in der Höhe der Gesellschaft thronte, und sie gingen als eine Art Erbstück vom Vater auf den Sohn über. Jetzt, wo die Welt mit ihren socialen Reformen Gleichheit und Freiheit anstrebt, wo vieles Ehrwürdige niedergerissen und weniger aufgebaut wird, alte Ueberlieferungen unter einem Wust von Neuerungen begraben werden, wo die Hatz der Dampfkraft auch

im menschlichen Gemüthe einnistet, der Bauer von modernen Gleichheits-Aposteln in die Fußstapfen des Edelmannes getrieben wird: jetzt sind diese Domestiken mit grauem Haar und redlicher Anhänglichkeit fast eben nur noch eine Tradition, wie so vieles andere, an das sich Ergebenheit, Treue und Hingebung knüpfen...

Bertram beeilte sich, dem Befehle seines jungen Herrn zu gehorchen.

Es rief ihm dieser, mit großen Schritten auf und niedergehend, zu: „Ich bin drüben gewesen, Bertram, auf Schloß Ellern!"

„Schon jetzt?" fragte der Graubart zurück, in einer ungezwungenen aber immerhin noch ehrerbietigen Stellung.

Sein junger Herr erzählte ihm das Begegniß mit dem Herzoge, und fuhr dann fort: „Hierauf kam ich mit dem Minister und der Comtesse zusammen. Du weißt, Alter, warum ich eine Reise nach Berlin unternommen; ich wollte meine Angelegenheiten ordnen, damit ich in Allem freie Hand gewinne. Es ist mir gelungen, und voll froher Zuversicht kam ich zurück. Wie fand ich aber die Comtesse? Sie ist unverändert geblieben, aber so schön, reizend und geistvoll, und — laß mich es Dir gestehen — noch eben so kalt und frostig."

„Und Sie lieben sie, Herr Graf?"

„Wie mein Leben, Bertram, ja, mehr wie mich selbst."

„Und die Excellenz?"

„Der alte Herr? Wie immer, empfing er mich gütig und zuvorkommend. Er sprach auch, wie schon einmal, von Eleonoren, und machte mir Hoffnung. Der Herzog, der zugegen, nahm gleichfalls meine Partei, und so kam es zuletzt, daß man mir förmlich die Hand der Gräfin antrug. Du kannst Dir denken, Bertram, welches Glück ich empfand, und mit welcher Seligkeit ich auf einen Vorschlag einging, der mit den lebhaftesten Wünschen meines Herzens zusammenhängt. Man wollte die Sache ordnen, ich sollte nur dreist einen directen Antrag bei Eleonore wagen. Ach, aber sie! Wie ich ihr so gegenüberstand, befangen und doch glühend, und sie, so kalt und gelassen, ach, da schnürte es mir das Herz zusammen, und ich mochte verzweifeln."

Bertram suchte den Grafen zu trösten und meinte: „Nun wenn Sie die Excellenz und Seine Hoheit auf der Seite haben, dann wird sich die Sache schon machen. Sie haben gewiß noch nicht ernstlich mit der gnädigen Comtesse gesprochen?"

„Wie konnt' ich das, wenn ich sah, wie sie sich

gegen mich benahm! Da war nichts in ihrem Auge, was mir entgegenwinkte, keinen Händedruck gewährte sie mir, nicht ein sanftes Wort kam von ihren Lippen. Das Alles ist doch nöthig, um an eine Neigung zu glauben!"

„Wer weiß?" widersprach der Diener. „Mit Frauen ist das so ein eigen Ding, und es giebt ihrer, die gerade mit Absicht so zurückhaltend sind, um den Liebhaber anzufeuern; sie mögen uns Männer gerne sehen, wenn wir uns recht verzweifelt anstellen. Sie müssen einmal gerade auf ihr Ziel losgehen und einen entscheidenden Schritt thun."

Die gerade nicht weltmännische und allseits gerechtfertigte, aber immerhin von einiger Erfahrung zeugende Ansicht gefiel dem Grafen; knüpfte sich doch daran eine Hoffnung, und der unglücklich Liebende klammert sich an einen Strohhalm. Freilich fehlte es auch andererseits nicht an neuen Bedenken, aber zuletzt siegte doch der Drang, einer Ungewißheit ein Ende gemacht zu sehen, und der angeregte Wunsch, daß es so sein möge, wie Bertram gesagt. Nach einiger Ueberlegung, und nachdem er mehrere Papierbogen unzufrieden zerrißen, schrieb er auf den Rath seines alten Dieners einen Brief an den Minister von Rößingg, worin er förmlich um die

Hand der Comtesse Eleonore anhielt, und diesen Brief übergab er am nächsten Morgen zur Besorgung Bertram selbst, den er dazu am paßendsten und würdigsten hielt.

„Sei's, wie's immer sei!" rief er dabei. „Die Entscheidung muß einmal kommen, ich muß wissen, woran ich bin. Schlägt sie mich aus, dann verreise ich auf ein, zwei Jahre, um das Beste von meiner Liebe zu vergessen. Ewig in ihrer Nähe, kämpfend zwischen Furcht und Hoffnung, werde ich ein girrender Seladon, der zu nichts tauglich, sein eigener schädlichster Feind wird." —

Man sieht, daß Graf Schacht trotz seiner großen Liebe zu Eleonore doch keineswegs zu jenen Schwächlingen gehörte, die unter der Gewalt einer Empfindung erlahmen und in Weichmuth und Niedergeschlagenheit versinken . . .

Der Minister von Rößingg empfing und las den Brief des Grafen mit großem Vergnügen; er hatte längst einem förmlichen Antrage entgegengesehen. Er sandte den alten Bertram mit dem Auftrage zurück, daß sein Herr noch heute eine bestimmte Antwort, wie er es wünschte, erwarten könne. Im Begriff, sich hierauf sogleich zu seiner Tochter zu begeben, wurde er durch den Herzog abgehalten, der

sich bei ihm zu verabschieden kam. Einem plötzlichen Entschluße folgend, der wohl durch die letzte Unterredung mit Eleonore herbeigeführt worden war, standen bereits die herzoglichen Wägen im Schloßhofe zur Abreise bereit. Dringende Geschäfte vorschützend, wünschte er dem Minister alles Glück zu einer so passenden Partie, wie sie der Comtesse bevorstand, als dieser ihn von dem Antrage unterrichtete; versprach seine beste Theilnahme bei der Verbindung, und meinte im Hinuntersteigen der Treppe: „Wenn es sein kann, werde ich nicht verfehlen, am Hochzeitstage persönlich zu erscheinen."

Ohne sich von Arthur und der Comtesse verabschiedet zu haben, stieg der Herzog dann rasch in den Wagen, warf noch einen letzten Blick hinauf auf die Fenster des ersten Stockwerkes, wo er hinter den Gardinen ein bleiches Gesicht zu erblicken glaubte, und bald war er auf der Straße nach der Residenz. Anstatt aber den kürzeren Weg zu wählen, fuhr der Wagen über Hellborn, wo ihn bereits Lindner erwartete, der in aller Frühe zu dem Herzoge bestellt, dahin vorausgeeilt war . . .

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Arme Eleonore! Sie war an diesem Morgen kaum wiederzuerkennen. Das war nicht mehr die stolze gebietende Gestalt, das feurige, Unterwerfung fordernde Auge; sie saß gebeugt, niedergeschmettert, mit erloschenem Blick, am Bettrande in ihrem Salon, regungslos, die Hände im Schooß zusammengefaltet, und wachend schien ihre Seele in Träume versunken.

Welch' eine Nacht hatte sie durchlebt, nein, durchweint, durchkämpft und durchrast! Sie hatte das Entsetzliche, Furchtbare, nicht glauben mögen, so tief konnte sie urplötzlich nicht gesunken sein; sie wagte darüber zu lächeln, aber der Ernst der Gedanken zeigte ihr gleich darauf einen finsteren gähnenden Abgrund, und das Lächeln verschwand in einem schmerzlichen Zucken, in einem Schmerz von langer, langer Dauer . . .

Ihr Verstand hätte springen mögen, so gewiß war Alles, was sie Grausames erfahren . . . Wie war das denn nur gekommen, wie hatte das ihr geschehen können, die so dreist behauptet, das Weib könne nie schwach sein, die Liebe laße sich leiten und bestimmen, so gut wie jede andere Empfindung?

Sie hatte diese Behauptung stets in allen Gesellschaften vertheidigt, und man war fast versucht, ihr zu glauben, wenn man ihren Stolz, ihre ganze königliche Erscheinung, die Bestimmtheit in Ton und Wort, sah und berücksichtigte.

Und jetzt? . . . Es ist ein Verrath an der Liebe, wenn man sie als Dienerin behandelt, sie einem Zwecke unterordnet, und sie findet gewiß Gelegenheit, sich zu rächen. Man kann nie so weit Meister seiner Gefühle werden, daß man sie alle beherrscht, und am wenigsten jene, die den Werth des Lebens bilden. Wenn man sich noch so sehr gestählt glaubt, ein Moment kehrt immer wieder, wo sie auftauchen, und die Liebe ist die Wurzel und der Stamm aller übrigen Empfindungen. Wie wär' es demnach möglich, dieses höchste Gut, den Kern des Daseins, auszurotten? Die Leidenschaften lassen sich mäßigen, bewältigen, selbst unterdrücken; aber auf das Kunststück, den eigensten Puls des Menschlichen, die Liebe, gänzlich in sich zu vertilgen, darauf wird Niemand ein Privilegium nehmen.

Jeder Mensch hat einmal im Leben geliebt, und wenn es nachher geschehen kann, daß man das Herz zum Spielwerk macht, so ist das kein Beweis, daß es vorher hätte geschehen können . . . Die

Coquette ist entweder einmal getäuscht worden, und sie will nun täuschen, oder sie versteckt ihre Schwäche hinter Schutzmittel, die ihr zugleich zur Angriffswaffe dienen. Im Uebrigen entspringt die Gefallsucht ebenfals einer Quelle der Liebe, nur ist diese Quelle eine trübe . . .

Eleonore war nun keineswegs eine Coquette im gewöhnlichen Sinne des Wortes; sie verschmähte es, Vielen zu gefallen, aber dem Einzigen diente sie, ohne vielleicht sich dessen ganz bewußt zu sein. Das Weib hat eine zweite Natur, eben diese Gefallsucht, und die Mittel zum Zweck sind bei Allen ziemlich gleich. Es ist dieß eine Abart des männlichen Ehrgeizes . . .

Sie fühlte sich zerrüttet im innersten Mark, jeden Nerv abgespannt durch eine schlaflose wilde Nacht. Ihrer Kammerfrau den Befehl gebend, sie zu verlassen, verbrachte sie zwölf lange Stunden einsam, wachend und allein. Bald allen Stürmen der wildesten Leidenschaft hingegeben, verzweifelnd und laut vor sich hinsprechend, bald in sich versinkend, flüsternd, und ganz verstummend, wurde sie müde bis zum Sterben. Das schöne Weib, der eine Krone gebührt hätte, saß, verwandelt in ein trübes bleiches Bild, im Schatten des Zimmers;

fürchtete sie doch das Licht des Tages. Zusammenschauernd, voll innerster Angst, glaubte sie zu vergehen. Es war, hörte sie draußen ein leises Geräusch, als müßte es lärmend zu ihr treten und ihr in's Ohr raunen: Sieh, Du bist eine Sünderin, auf dem Wege, zu tödten! . . .

Sie verstand die lautlose Stimme, und aufzuckend schlug sie die Hände über's Gesicht — sie wollte ihn nicht sehen, den Vater, den Mann mit dem grauen Haar, der nur noch lebte in der Liebe seiner beiden letzten Kinder . . . .

Das Geräusch verstummte, es wurde stille ringsumher, langsam ließ sie die Hände herabgleiten, aber die Angst wich nicht von ihr, sie blieb an ihrer Seite, und in Pausen flüsterte es ihr wieder in's Ohr . . .

Heftiger wogte ihre Brust auf, sie bebte fieberhaft, und wollte ein Gespenst verscheuchen, das sich an ihre Sinne heftete, ein grauses, häßliches Gespenst mit Leichenfarbe im Gesicht, sie rief: „Hinweg, hinweg, oder ich sterbe!" Aber es blieb, was sie erschreckte — das Gewissen gehorcht keinem menschlichen Befehl . . .

So fand Eleonore den Morgen. Als es zu grauen anfing, trat sie an ein Fenster, das auf den Park des Schlosses zeigte.

Lange stand sie davor und starrte hinaus. Grau hing der Himmel herab, und nur im Osten zeigte sich ein schmaler Lichtstreif von fahlgelber Farbe, der nach und nach anwuchs und die Dämmerung heraufrief aus der dunklen Tiefe. Zuletzt umsäumte sich der Streif mit einem Purpursaum, und heller begann es zu tagen; die Nacht entfloh . . .

Still standen die Bäume, die hohen Pappeln starrten regungslos empor, über ihnen glänzte ein letzter Stern . . . Vielleicht mochte er sich von ihnen noch nicht trennen, die so oft in heimlicher Nacht ihre Klagen rauschend zu ihm hinauf gesandt . . . Aber auch der Stern erlosch; feuriger färbte sich der Purpursaum, und glühend umzog es der Horizont — die Sonne ging auf . . . Leise begannen die Bäume zu flüstern — ein Lufthauch weckte sie — stärker und stärker rauschten die Blätter — zum Gruß des Tages. Aber kalt und bleich waren die Strahlen der Sonne, sie hatte keine Freude mehr an dem Treiben der Blumen und Blüthen, nun sie so verlassen . . . Der Herbst war ihr lieber geworden, und sie hatte die Laune des Zerstörens; von den Bäumen fielen die Blätter herab und weithin trug sie der Wind . . .

Die Kammerfrau kam, ihrer Herrin bei der

Morgentoilette behülflich zu sein; Eleonore, ganz in Anschauen der welkenden Natur versunken, winkte ihr zurück: sie bedürfe ihrer nicht! —

Lange stand sie noch so, regungslos, halb abgezogen vom Irdischen und doch eine Last im Herzen, die sie verkommen lassen wollte, als sie durch das Gerassel von Wagen und das Stampfen von Pferden aus ihrem Hinbrüten geweckt wurde . . . Schnell, ahnungsvoll und erschrocken eilte sie rasch zu dem Fenster gegenüber, und hier sah sie die Wägen des Herzogs zur Abreise vorfahren. Mit einem Aufschrei fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen, und so verharrte sie, odemlos, bis sie ihn selbst kommen sah, ihn, den sie geliebt bis zur Ohnmacht . . . Ein letzter Blick traf sie, kalt, theilnahmlos — sie fuhr, wie von einer Schlange gestochen, zurück und sank verzweifelnd in einen Sessel . . . Ein Thränenstrom rang sich aus ihrer gequälten Brust . . .

So traf sie ihr Vater. Er hielt den Brief des Grafen Schacht in der Hand, und war mehr erstaunt als betroffen, Eleonore so zu finden, niedergebeugt und verweint; mit eigenen Plänen beschäftigt bemerkt man immer weniger den Schmerz Anderer. Dieß war augenblicklich bei dem Minister der

Fall, der außerdem ganz vergessen zu haben schien, welchen Widerstand ihm bereits einmal seine Tochter entgegengestellt, als er ihr zuerst von einer Verbindung mit Herrn von Schacht gesprochen. Lieblingspläne giebt man nun so leicht nicht auf, und am wenigsten war es die Excellenz gesonnen. Glücklicherweise herrschte zudem in dem Zimmer durch die niedergelassenen Fenstergardinen ein Halbdunkel, und die große Veränderung, die mit Eleonore vorgegangen, wurde weniger bemerkbar.

Indeß mußte ihm doch ihre große Blässe und Abspannung auffallen, und er fragte besorgt, ob ihr etwas fehle. Eleonore gab sich Mühe ihre Gedanken zu sammeln, und verneinte kopfschüttelnd die Frage. Der Minister, ganz von seinem Vorhaben eingenommen, und der Ansicht, daß ein leichtes Unwohlsein, Launenhaftigkeit eben nichts seltenes bei Frauen wären, forschte auch nicht weiter, und steuerte geradezu auf sein Ziel.

Er sprach eindringlich von den Hoffnungen, die er auf seine Kinder gesetzt, daß sie seine Freude im Alter werden sollten, und noch einmal von seinem Wunsche, ihrer baldigen Vermählung. Dann hob er wiederholt all' die glänzenden Eigenschaften hervor, die dem Grafen Schacht eigen, meinte, daß dieser

seine Angelegenheiten nun so geordnet, daß er, völlig Herr seiner Entschließungen, nichts sehnlicher erwarte, als ein geliebtes Wesen an seiner Seite zu sehen...

Er machte eine Pause und suchte zu erforschen, welchen Eindruck er durch seine Vorstellungen hervorgebracht. Eleonore hatte ihn gehört, aber nicht verstanden; ihre Gedanken weilten weit ab von dem Gegenstande der Verhandlung. Sie gab keine Antwort.

Der alte Herr nahm dieses Schweigen als ein günstiges Zeichen, da es sonst nicht Eleonorens Art war, bei ähnlichen Veranlaßungen still zu bleiben, und er kam nun auf den Antrag des Grafen Schacht direct zu sprechen.

„In diesem Briefe," sagte er, indem er ihn emporhob —„ erneuert der Graf seinen Antrag. Er fordert Deine Hand, will aber die Entscheidung noch heute wissen. Ich habe demselben nichts hinzuzufügen, als daß die Verbindung so bald als möglich geschlossen werde, ein Wunsch, der mit dem seinigen zusammenfällt. Bei meinen Hilfsquellen wird es mir ein leichtes sein, alles in vierzehn, selbst in acht Tagen, in Ordnung zu bringen. Je schneller, desto besser." —

Eleonore war seltsam bewegt, aber noch waren ihre Gedanken nicht klar. Wie ein dumpfer Druck

lag es auf ihr, jeder freie Athemzug noch gefesselt in Trübsinn. Nach jedem großen Schmerz folgt ein solcher Zustand, eine Apathie, wo für die Empfindung die Wahrnehmung eintritt, für das laute Wort die dunkle Vorstellung, ein bewußtloses Sehnen nach Ruhe. Man hat alle seine Kräfte erschöpft, kennt keinen Widerstand, und wird dann leicht von Andern abhängig.

Dieß war auch bei Eleonore der Fall. Sie fühlte mehr, was der Minister sagte, als daß sie ihn verstand, und da es ihr dabei vorkam, als rede die Stimme eines Freundes, so glitt selbst ein kaum merkbares Lächeln über ihre Lippen; freilich so unmerkbar wie der Schatten einer flüchtigen Schwalbe, doch entging es dem scharfen Auge des Vaters nicht, und er fragte: „Nun, Eleonore, hast Du Dich bedacht? Was hab' ich dem Grafen Schacht zu antworten?"

Der wiederholte Name machte sie jetzt aufmerksamer, und seltsam an welchen Fäden die Lust am Leben hängt! Ohne Nachdenken, ohne zu wissen, wie es sich verantworten lasse, urplötzlich blitzte der Gedanke in ihr auf: das ist ein Weg zur Rettung! . . . Und wie ein Lichtpunct, einmal gewonnen, schnell unsere ganze Seele erhellt, so verschwand für den Augenblick aller Trübsinn Eleonorens, und aufgeregt, hastig, rief sie

dem Vater zu: „Thu', was Du willst, Du hast zu Allem meine Einwilligung!"

Es war geschehen, ein verhängnißvolles Wort nicht wieder zurück zu nehmen. Mehr bedurfte der Minister nicht. Freudig drückte er einen Kuß auf die Stirn seiner Tochter, nannte sie sein gutes Kind, verschwendete tausend Liebkosungen und schied, um sogleich dem Grafen die willkommene Nachricht mitzutheilen. Nach seiner Entfernung mit ihren Gedanken wieder allein, fiel es mit ganzem Gewicht auf ihre Seele, was sie gethan. Eine ungeheuere Verantwortung hatte sie zu tragen! Entsetzt, außer sich, wollte sie dem Vater nach, aber an der Thür hielt sie wieder inne — sollte sie ihm gestehen, was zu verbergen mit ihrem Leben zusammenhing? woran seines enden mußte? . . . Schauernd trat sie wieder zurück, kämpfend mit unsäglicher Angst, zwischen Pflicht und Gewissen, rath- und hilflos, allen Qualen preisgegeben, kämpfend . . . um zu unterliegen. —

Vierundzwanzigstes Capitel.

Glück und Unglück gehen immer nebeneinander. Es sind die steten Begleiter des Menschen, nur daß

letzteres die heitere Gefährtin an Hartnäckigkeit übertrifft und zumeist verdrängt. —

Kaum hatte der Minister den Boten abgefertigt, der dem Grafen Schacht in einem Antwortsschreiben die frohe Nachricht überbrachte, daß Eleonore seinen Antrag angenommen und er zur persönlichen Entgegennahme des Jawortes erwartet werde, so wurde er durch einen Auflauf im Schloßhofe erschreckt. Die Dienerschaft lief ängstlich hin und her und sammelte sich zuletzt zu einer Gruppe.

Der Minister konnte von seinem Fenster aus nicht erkennen, was es gab, er eilte daher rasch hinunter, wo ihm auch sogleich der Reitknecht seines Sohnes Arthur entgegentrat.

„Es ist nichts Gefährliches, Excellenz," sprach er die Mütze ziehend. „Der gnädige Herr ist mit dem Pferde gestürzt, wird sich aber wohl bald wieder erholen; ich habe den Johann bereits nach dem Doctor geschickt."

„Arthur?"

„Ja, Excellenz."

Schnell eilte der Minister auf die Gruppe zu, die ehrerbietig auseinanderwich, und hier erblickte er seinen Sohn auf einer Tragbahre, um ihn mehrere

Diener und Träger beschäftigt. Arthur blutete an der Stirn und schien bewußtlos.

Zitternd vor Angst und Schrecken, warf sich der Vater über den Körper seines Sohnes, untersuchte seine Wunde, und rief ihn beim Namen. Der junge Graf schlug die Augen auf und starrte lange vor sich hin, bevor er zu erkennen schien, wo er sich befand.

„Arthur!" rief fast verzweifelnd der Vater. „Wie ist Dir?"

Dieser murmelte etwas zwischen den Zähnen, und machte eine Anstrengung sich zu erheben. Dringender wiederholte der alte Herr seine Frage, indem er ihn unterstützte und einigen Leuten zurief, Arthur nach seinem Zimmer zu bringen. Der junge Graf schien sich nach und nach zu erholen, er drückte dem Vater die Hand, und versicherte, daß er sich besser befinde.

Auf sein Zimmer gebracht, wollte er es nicht dulden, daß man ihn in's Bett lege, er wünschte angekleidet zu bleiben, und verlangte wiederholt nach Lindner, den man jedoch überall im Schlosse vergebens aufsuchte. Unruhig blickte er dabei um sich, und der Ausdruck seines Gesichts wechselte zwischen Schmerz, Erwartung und Zorn. Mit der der Jugend eigenen

Kraft bewältigte er die Empfindlichkeit der Wunde, die glücklicherweise nach dem Ausspruche des Arztes, den man aus der nahe gelegenen kleinen Stadt herbeigeholt, und der sie jetzt untersucht hatte, von keiner Bedeutung war. Doch empfahl er dem Patienten, um keine Ausnahme unter seinen Collegen zu machen, die in ähnlichen Fällen nie die Wichtigkeit des Amtes und der Wissenschaft aus dem Auge lassen, die äußerste Ruhe. Nothgedrungen mußte Arthur zu Bett, denn eher wollte der Doctor seine Wunde nicht verbinden.

Getröstet durch die Versicherungen desselben und durch eigene Wahrnehmung über den gefahrlosen Zustand seines Sohnes, war es dem Minister nun darum zu thun, den näheren Verlauf des Abenteuers zu vernehmen. Arthur, sonst ein sehr geschickter Reiter, berief sich auf die einfachsten Motive, daß sein Pferd vor einem Wagen scheu geworden, einen Satz zur Seite gemacht, dabei an einen Grenzstein angeschlagen und ihn so abgeworfen habe. Er sei auf diesen Stein mit dem Kopfe gefallen und habe so die Stirnwunde davongetragen.

Während er dieß erzählte, fiel dem Minister ein Umstand auf, den er bis dahin gar nicht bemerkt hatte; in dem Zimmer Arthur's sah es sehr

unordentlich aus; verschiedene Effecten lagen zerstreut umher, die Commoden und Schränke standen offen und waren ausgeleert! Alles deutete darauf hin, daß hier in aller Eile eine Auswahl der Effecten zu irgend einem Behufe vorgenommen worden; die besten Sachen fehlten.

Ein Argwohn stieg in ihm auf, doch äußerte er nichts, sondern überließ seinen Sohn der Obhut eines erprobten Dieners, und verfügte sich in seine Gemächer, wohin er den Reitknecht Arthur's beorderte.

„Was ist vorgefallen?" fragte er diesen, indem er eine Mahnung vorausschickte, ihm nichts zu verschweigen. „Wo sind die Sachen meines Sohnes hingekommen? Es fehlt das Meiste in seinem Zimmer."

Der Reitknecht, der das besondere Zutrauen seines Herrn genoß und ihn auf seinen Reisen begleitet hatte, wurde verlegen, und wollte mit der Sprache nicht heraus.

Der Minister wiederholte seine Aufforderung nachdrücklich und mit der ernsten Drohung, ihn sofort zu entlassen, wenn er nicht rede. Hierauf berichtete der Diener, wie ihm sein Herr in aller Frühe den Auftrag ertheilt habe, mehrere Koffer zu packen und durch den Park, damit es nicht weiter bemerkt würde, nach Hellborn zu schaffen, dort einen Wagen zu

miethen und ihn dann selbst auf halbem Wege zu erwarten. Das alles habe er gethan, doch wie er dem Befehle getreu, den Grafen erwartete, seien ihm die Equipagen des Herzogs entgegengekommen, und gleich darauf der Graf selbst. Er jagte auf seinem Pferde daher, und schien absichtlich dicht an dem Wagen bleiben zu wollen, worin jener saß. Plötzlich machte der Kutscher des Herzogs eine Biegung, die Pferde trafen zusammen, wurden scheu, das des Grafen bäumte zurück und war nicht von der Stelle zu bewegen, während die andern davon brausten. Wüthend hieb der junge Herr dem Thiere die Sporen in die Weichen, doch umsonst. Er sei nun, näher hinzugetreten, dem Grafen zu Hilfe geeilt, doch eben wie er die Zügel des Pferdes erfassen wollte, schlug dieses an einen Stein, der an einen Graben grenzte, es versuchte über denselben hinweg zu setzen, stürzte aber, und der gnädige Herr fiel aus dem Sattel und so unglücklich, daß er mit dem Kopfe auf den Stein schlug . . .

Der Minister wußte genug; Arthur hatte eine Flucht beabsichtigt. Diese Entdeckung versetzte ihn in eine solche Aufregung und zugleich in einen so tiefen Schmerz, daß er Mühe hatte, Herr seiner Besinnung zu bleiben. Arthur war sein Einziger, sein letzter

Sohn, und er vermochte es, an eine Entfernung vom väterlichen Hause zu denken, ohne Abschied, ohne ein Wort zu hinterlassen. Und warum? Warum dieses schneidende herbe Weh dem Vater, der ihn so unendlich liebte, dessen Leben mit seinen Kindern zusammenhing? . . . Um einer Unbekannten willen, einer Schauspielerin, die heute Diesem, morgen Jenem ihr Herz verschenkte, und die gewiß über den Raub lächelte, den sie an dem Herzen eines Vaters begangen . . .

So dachte der alte Herr, und bitter, recht bitter, wurde ihm zu Sinne. Es war viel, daß er nicht weinte, eine Thräne des Unmuthes und des tiefsten Schmerzes . . .

Er entließ den Diener, nachdem er ihm Schweigen gegen Jedermann geboten, und noch lange mit dem Vorfall beschäftigt, war es eine erwünschte Unterbrechung, daß Graf Schacht auf dem Schloße eintraf, und ihn so den quälendsten Gedanken entriß.

Sie suchten sogleich Eleonore auf. Von dem Unfall, der ihren Bruder betroffen, unterrichtet, fanden sie sie an dem Bette desselben.

Beim Eintritt ihres Vaters und des Grafen erbebte die Comtesse bis in's Mark; alles Blut drängte

sich ihr zum Herzen, die Pulse stockten; kein Wort war sie vermögend hervorzubringen.

Obgleich dieser Zustand dem Grafen Schacht nicht unbemerkt blieb, so schrieb er doch die Ursache der besonderen Lage ihres Bruders zu, und er äußerte in dieser Beziehung einige Worte des Bedauerns, ohne eine andere Voraussetzung zu haben. —

Bald war zwischen den Parteien alles verabredet und beschloßen. Eleonore hatte gegen nichts einen Einwand oder eine Zustimmung, sie ließ stillschweigend ihren Vater, der sich in den Verhandlungen besonders eifrig zeigte, gewähren.

Man hatte sich dahin geeinigt, daß die Vermählung an demselben Tage stattfinden sollte, an welchem Arthur vollständig genesen sein würde; das gesetzmäßige Aufgebot wurde ein für alle Mal für den nächsten Sonntag bestimmt.

Als sich der Graf bei Eleonore verabschiedete, ergriff und küßte er ihre Hand mit dem Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit, und sagte: „Ich würde von dem größten Glück sprechen, das mir begegnet, wenn ich nicht Ihr Antlitz traurig sähe. Es ist der Bruder, der Ihnen heute so nahe steht, daß Sie Sich selbst und alles Andere darüber vergessen; Gräfin, nur einen Theil dieser großen Liebe zu Arthur für mich, und

ich werde mich durch's ganze Leben beneidenswerth halten."

Man hörte und sah es dem Grafen an, daß er die Ueberzeugung aussprach, die Empfindung seines Herzens.

Eleonore fühlte das auch; ihre Hand zitterte in der seinigen, eine leichte Fieberröthe überflog ihr Antlitz. Sie hätte vergehen mögen vor innerer Qual und Scham, und mühsam nur hielt sie sich aufrecht . . Es erschien ihr als Betrug, ihm nur eine Minute anzugehören, eines Pulses Dauer zu heucheln — und doch, ein Blick auf den Vater, der ihm zur Seite ging, machte sie verstummen, und nahm ihr die Kraft des Widerstandes . . .

Welche schnelle, entsetzliche, jammervolle Veränderung! Wie weggehaucht war ihr Stolz, ihr Muth, ihr Selbstvertrauen; und er, der Mann, gegen den sie eine Abneigung kundgegeben, der ein Gegenstand ihres Spottes gewesen, wie mußte er jetzt in ihren Augen und Gedanken gewinnen! Sie hatte ihn bisher nur mit den Blicken einer Feindin betrachtet, er war der Störer ihrer Lieblingswünsche gewesen, der vom Vater begünstigte Nebenbuhler ihres Geliebten . . . Freilich Gründe genug um das Herz eines Weibes abzuwenden; aber wie kam es doch, daß sie sich

gestand, jetzt, in diesem Moment, daß sie ihm Unrecht gethan, daß es nur Vorurtheil gewesen, das sie seine gute Eigenschaften und seine Manieren verdächtigen und verhöhnen ließ? . . .

Mit der Erkenntniß des eigenen Fehls wird man nachsichtiger; mit dem Bewußtsein eigener Schuld fängt man erst an, gerecht gegen den Nächsten zu werden . . .

Und seltsam, wie nahe eine Verirrung des Menschen an der anderen liegt! Nachdem sich Graf Schacht mit dem Minister entfernt, Eleonore verzweiflungsvoll ihr Haupt in die Kissen von Arthur's Bett verbarg, kam ihr der Gedanke, der Bruder möchte so bald nicht genesen! . . . Eine ungeheuere Last lag auf ihrer Brust, und was hätte sie nicht darum gegeben, jetzt einen Menschen zu haben, dem sie sich anvertrauen, an dessen Herzen sie ihr unsägliches Leid hätte ausweinen können . . . Aber sie hatte Niemand, der ihr Vertrauen besaß, Niemand — weil sie es verschmäht, sich anzuschließen, weil sie keinen für würdig gehalten, ihr Freund zu sein . . . Sie war recht arm, Eleonore, die reiche Erbin eines stolzen Namens . . . so arm, daß ihr selbst der Bruder und der Vater eher Furcht als Vertrauen einflößten . . .

„Was hast Du, Schwester?" fragte Arthur, der

wenn auch kein gleichgültiger doch auch kein allzutheilnehmender Zeuge des Vorhergehenden gewesen, da ihn zu sehr eigene Angelegenheiten beschäftigten.

„Ich leide, Bruder, leide unendlich.“

„Du liebst den Grafen, nicht?“

Sie stockte und antwortete erst nach einer Pause: „Wir standen uns nie so nahe, daß ich vermuthen konnte, er würde sich um meine Hand bewerben.“

„Es ist aber der Lieblingswunsch des Vaters, daß Du ihn heirathest.“

„Freilich, freilich, und ich will auch gehorchen — und verzweifeln.“

Arthur sah sie mit großen Augen an, als erwarte er eine nähere Erklärung, sie brach aber ab, stand auf, und sagte mit erzwungener Fassung: „Was hilft es, daß wir das Unabänderliche erörtern? Ich will mich fügen und dem Schicksal gehorchen, wenn es auch grausam gegen mich verfährt . . .“

An der Thür begegnete ihr Lindner. Sie konnte seinen durchdringenden Blick, mit dem er sie ansah, nicht ertragen und ging, den ihrigen senkend, schweigsam hinaus . . .

„Was hat Deine Schwester?“ fragte er Arthur. „Sie sieht krank aus, als ginge es zum Sterben.“

„Sie soll den Grafen Schacht heirathen,“ meinte

jener, und froh über die Ankunft des sehnlich Erwarteten, fügte er hastiger hinzu: „Du kommst von Hellborn?"

„Ja."

„Und Therese?"

„Ist fort."

„Fort?" — Arthur war hastig in die Höhe gesprungen und starrte Lindner an.

Ruhig versetzte dieser: „Ich ging im Auftrage des Herzogs nach Hellborn, doch wartete ich, meinem Worte getreu, bis zwölf Uhr, in der Erwartung, daß Du kommen würdest. Du kamst nicht, und das Unabänderliche ist geschehen."

„Judas!" knirschte der Graf zwischen den Zähnen, ihm einen furchtbaren Blick zuschleudernd.

Lindner zuckte die Achseln und sagte: „Ich bin keine Sibylle, die in die Zukunft sieht; ich erfuhr erst im Schlosse von dem Unfall, der Dich betroffen. Dein Zustand ist nicht gefährlich?"

Die Frage, Alles, empörte den Grafen. Zornfunkelnd herrschte er ihm zu: „Judas noch einmal! Verräther und Heuchler! Wie theuer hast Du mich verkauft? Sprich schnell, ich biete Dir das Doppelte, und ändere die Sache!"

„Du sprichst im Fieber," versetzte Lindner mit

einer Stimme, die fühlen ließ, daß er nicht gewillt war, Vorwürfe anzuhören. „Ich habe Alles gethan, was ich thun konnte, um Dir zu Deinem Glück zu verhelfen, wenn es überhaupt ein Glück war, dem Du nachjagtest. Ich habe mich nicht verkauft, sondern gehandelt, wie ich es vorhergesagt, und wie es mir passend erschien, um ein Wesen dem Elende zu entreißen, dem sie ohne mich unabweislich entgegenging. Wärst Du zum Handeln entschlossen gewesen, Du hättest früher gewußt, was zu thun. Denn, ich bin ein Mensch wie jeder Andere, und meine kluge Voraussicht zerbrach an der Laune des Schicksals. Ich konnte nicht wissen, daß der Herzog so schnell von Ellern abreisen und den Weg über Hellborn nehmen würde."

„Und Therese ging willig?"

„So willig, als es sich mit der Schicklichkeit verträgt, und die ein junges unerfahrenes Mädchen nicht leicht aus den Augen läßt."

Lindner sprach nicht die volle Wahrheit; denn Therese hatte sich allerdings durch das Drängen des Herzogs und den Umstand, daß Arthur gar nichts mehr von sich hören ließ, bestimmen lassen, einen Antrag an das Hoftheater zu W . . . . anzunehmen, doch verweilte sie noch immer in Hellborn, und erst den

kommenden Tag wollte sie von dort abreisen. Auch war Lindner vor seinem Weggange von Ellern von dem Herzog instruirt worden. —

Arthur's Zustand wurde durch jene Nachricht im höchsten Grade aufgeregt; Zorn und Wuth gegen den Herzog kämpften in ihm mit der wildesten Eifersucht, und Lindner hatte noch manches von seinen Vorwürfen zu tragen. Mit Gleichmuth nahm sie dieser hin, indem er, die Unordnung im Zimmer bemerkend, äußerte: „Hast Du mir gesagt, was Du zu thun entschlossen? Nichts deutete darauf hin, daß ich mich Deiner annehmen sollte; Du siehst, was aus Unentschlossenheit und Mangel an Vertrauen entstehen kann. Im Uebrigen glaube ich kaum, daß Therese durch Deine Dazwischenkunft etwas gewonnen hätte. Du hattest eine Flucht vor, nach der Unordnung in Deinen Effecten zu schließen, weil Dir der Muth fehlte, ehrlich zu handeln. Gut, daß es nicht anders gekommen. Was wäre aus Dir und Therese geworden, selbst wenn sie Dir gefolgt und Dich begleitet hätte? Nach Deiner nicht allzu starken Liebe und Entschlossenheit zu schließen, würdest Du sie bald wieder verlaßen und Dich nicht weiter um ihr Schicksal gekümmert haben, das Schicksal meint es besser mit ihr. Sie geht nun den Weg einer

großen Dame, und vielleicht erfreut sie sich dann eher Deiner vollen Neigung."

Die letzte Bemerkung trieb eine dunkle Röthe in das Antlitz des Grafen, aber er fühlte die Wahrheit des Vorhergegangenen und, das Nutzlose seines Zornes erkennend gab er, sich in die Kissen zurücklegend, Lindner keine Antwort weiter.

Dieser, sehr unzufrieden mit allem, was in letzter Zeit geschehen, zu der Einsicht, wenn auch mit Widerstreben, genöthigt, daß ihn alle Voraussetzungen getäuscht, und er auf dem Wege, den er eingeschlagen, nie darauf rechnen konnte, die theilnehmendste Aufmerksamkeit der Gräfin Eleonore auf sich zu ziehen: Lindner war jetzt darauf bedacht, seine Verhältnisse für die Zukunft am günstigsten zu regeln, denn er fühlte wohl, daß der Boden in Schloß Ellern unter ihm wankend geworden. Sein Verhältniß zu Arthur war gelockert, der Minister konnte seine Dienste entbehren, und so viel Selbstbewußtsein hatte er, um nicht bloß irgendwo geduldet sein zu wollen. Zudem mußte er auch befürchten, bei längerem Bleiben, früher oder später, von dem alten Herrn zur Verantwortung gezogen zu werden über seine Theilnahme an den verschiedenen Ereignissen, die Arthur und Eleonore dem Vater entfremdeten.

Wenn er diese Verantwortung auch nicht fürchtete, so hatte er doch zu viel Ehrfurcht vor dem Minister, um nicht das Unangenehme zu vermeiden.

Ein Umstand bedrückte ihn aber noch, so viel Mühe, Vernunftgründe, ja selbst Spott, er auch anwandte, um sich davon zu befreien; er konnte Eleonore nicht vergessen. Daß sein Plan, Arthur zu einer Verbindung mit Therese zu bewegen und so eine erste Mesallianz in dem gräflichen Hause herbeizuführen, dadurch eine zweite zu erleichtern, gescheitert war, das hätte noch nichts zu bedeuten gehabt, er war mit Hilfsmitteln reichlich versehen, um eine andere Intrigue einzufädeln; aber das Geständniß, daß sie ihn verachtete, beleidigte ihn eben so sehr, als es ihn schmerzte. Ohne bestimmte Gründe dafür angeben zu können, hatte er doch die Vermuthung, als wäre die Gräfin in dem Verhältniß zum Herzoge weiter gegangen, als ein Weib zu verantworten vermag, und daß sie ihn dennoch auf eine so schnöde, frostige Art abgewiesen, mußte seine Eigenliebe auf's Tiefste verletzen.

Er fühlte sich unter diesen Gedanken versucht, Drohungen anzuwenden, wo Liebe und Bitte nichts vermocht; aber er erröthete bei einer Schwäche, deren Befriedigung nur auf einen Augenblick hinauslaufen

konnte. Trotz aller seiner Fehler war zudem Lindner nicht der Mann, der allzu leicht über ernste Fehltritte hinwegsah; er konnte sie bei Andern verzeihen, sobald sie ihn aber selbst betrafen, handelte er im strengsten Sinne. Einmal dieser Gedanke, der geeignet, allen Reiz vom Weibe urplötzlich abzustreifen, und er verließ ihn nicht wieder.

Schwankend wurde er allerdings wiederum in jener anklagenden Voraussetzung, als er im Laufe des Tages zu seiner höchsten Ueberraschung erfuhr, daß die Comtesse mit dem Grafen Schacht verlobt sei.

Er wußte von ihrer Abneigung gegen denselben, sie hatte sich oft in herben verletzenden Ausdrücken geäußert, und nun heirathete sie ihn! und das so schnell, so unerwartet! Was sollte er von Eleonore denken? War es eine Art Verzweiflung, die sie so handeln ließ, oder . . . nein, eine kalte satanische Ueberlegung traute er ihr nicht zu! Es war wohl die Liebe zum Vater, die sie zu diesem Schritt veranlaßte, und wohl auch die erwachte Scham über das Verhältniß zum Herzoge, dem es nur ein Zeitvertreib gewesen, und das sie zu vergessen eilte? . . .

Wie dem auch war, Lindner sah sie sinken, und das Weib verlor in seinen Augen.

Wenn Menschen sinken, dann sinken sie schnell,

dachte er, im Innersten bewegt, empört und betrübt. Der Act der Rache, den er begonnen, als sie ihn stolz zurückgewiesen und er geglaubt, es würde ihm gelingen zwischen ihnen die Schranken der Standesunterschiede fallen zu machen, erschien ihm nun recht thöricht, ein Knabenstreich.

Aber es duldete ihn nicht mehr im Schlosse; den Tag der Vermählung wollte er abwarten und es dann verlassen. Zwar hatte er kein Vermögen, keine Aussicht zu einer baldigen Wiederanstellung, so manche Erinnerung wollte ihn zurückhalten, doch seine Vernunft hieß ihn bei dem Gedanken beharren . . .

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Mit der Genesung Arthur's ging es rasch; die Wunde war wirklich nicht gefährlich und seine Jugendkraft that viel zu ihrer Heilung. —

Eleonore wich nicht aus seinem Zimmer, sie kam des Morgens und verließ ihn spät Abends. Hier mußte sie der Vater und der Verlobte aufsuchen, der sich jetzt häufig auf Schloß Ellern einfand. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf den Bruder

gerichtet; sie beobachtete ihn, ob er nach der Vorschrift des Arztes handelte, jede seiner Bewegungen; sie ließ keinen Blick von ihm wenn er wachte oder schlief; sie ermunterte wohl auch den Diener, der ihm zur Pflege gegeben, daß er Alles genau nach Vorschrift erfüllte — aber es war nicht die Liebe, die sie so handeln ließ . . .

Unglückliches Weib! Die Angst, eine namenlose Folter trieb sie an das Bett des Bruders — seine Genesung sollte ihr Schicksal bestimmen.

Durfte sie erfüllen, was man von ihr forderte, konnte sie die Gattin eines Mannes werden, den sie nicht liebte, und den sie doppelt hinterging, wenn sie ihm ihre Hand reichte? . . . Sie schauderte vor diesem Gedanken zusammen, und litt unsäglich. O sie hätte sterben mögen vor Qual, vor der Fluth der Schmerzen, die in ihrem Hirn und Herzen brennten . . .

Wenn er kam, ihr Verlobter, mit Besorgniß und Theilnahme die zärtlichsten Fragen an sie richtete, sein forschendes Auge mit ängstlicher Liebe auf ihr ruhte, o dann hätte sie vergehen mögen in fieberhafter Aufregung, und wohl gewünscht, daß sich die Erde aufthue, um sie in ihrem Schooße zu begraben . . . Aber sie hatte auch den falschen Muth,

ihm eine Antwort zu geben, eine zitternde, halbausgesprochene Antwort, die jeder nach Gefallen auslegen konnte.

Der Mensch ist geboren zur Verstellung, und die Scham bewältigt das Gewissen.

Glücklich für sie, daß man geneigt war, ihre sichtbare Angst und Unruhe auf Rechnung einer übergroßen Besorgniß für den Zustand des Bruders zu schieben, und daß ihr Vater, zufrieden mit seinem gelungenen Plan, Alles that, den zukünftigen Schwiegersohn zu beruhigen, wenn dieser hie und da über das Benehmen seiner Verlobten dennoch Bedenken äußerte.

Glücklich? . . . Vielleicht! Oder war es Verhängniß, daß hier so viele Menschen an einem Abgrunde wandelten, ohne ihn zu sehen? Das Schicksal sind wir selbst, und wenn wir die Warnungszeichen nicht bemerken, die es mahnend aufgesteckt, dann weiß es sich gewiß zu rächen . . .

Arthur war genesen: wenige Tage noch und Eleonorens Vermählung stand bevor. Sie hatte keinen Widerstand in nichts entgegenzusetzen; geduldig nahm sie es hin, daß man alle Vorbereitungen zu der Festlichkeit traf, daß ein kostbares Brautkleid, Geschenke über Geschenke, vor ihr ausgebreitet wurden . . .

In das Bevorstehende ergeben, gab sie dem Vater, fragte er nach ihrer Ansicht bei dieser oder jener Angelegenheit, wenn auch ernste doch ruhige und klare Antworten; ja sie duldete es sogar, daß Graf Schacht sich jene kleinen Zärtlichkeiten erlaubte, die ein Verlobter als sein Recht betrachtet. Freilich erwiderte sie diese Zärtlichkeiten nicht, aber er, der nach langem Hoffen endlich ein kleines Glück erreichte, sah in ihrem Verhalten einen Weg, der ihn an seinem Ende ganz zufrieden stellen mußte . . .

Das war am Tage, so lange sie sich der Gesellschaft nicht entziehen konnte; aber spät des Abends, wenn sich im Schlosse Alles zu Bett verfügt, da eilte Eleonore in odemloser Hast in die Schloßkirche, die einem alten Gebrauch zufolge, immer offen stand — und hier brach ihre gewaltsam erzwungene Ruhe zusammen . . .

Hingeworfen vor den Altar des Herrn, achtete sie nicht der Kälte des steinernen Fußbodens, nicht den Zorn der Nacht, der sich draußen nicht selten zum Sturm erhob, der gellend das altersgraue Kirchendach zersplitterte, wüthend geräuschvoll den schlanken Thurm umging; sie empfand nichts von den Schauern der Grabesstille, die im Innern herrschte, stumm blieben für sie die vielen steinernen Bilder,

die sonst geheimnißvoll mahnend zu ihr gesprochen; sie hörte nicht wenn die Schloßuhr mit ihren dumpfen Schlägen herüberdröhnte . . .

In sich versunken, den schönen Leib lang hingestreckt, die schneeigen Hände krampfhaft gefaltet, das dunkle Haar aufgelöst, wallend um das marmorbleiche gramerfüllte Antlitz, den Blick starr vor sich hingerichtet — so sah sie die lauschende Nacht, so fand sie der grauende Morgen . . .

Sie betete — betete, die Verzweiflung im Herzen, daß ein Gott sich ihrer erbarme, sie einen Weg der Rettung führe, denn nie war ihr das Leben lockender erschienen, nie stand, inmitten des Grauens eines vergifteten selbstbefleckten Daseins, verführerischer das Glück ihr zur Seite, zu dem Jugend und Schönheit berechtigen . . .

Das Leben hat tausend Organe, an die wir geklammert; reißt sich eines los, die andern wachsen polypenartig an und saugen sich nur um so fester an den verfallenden Leib; die gewaltsame Hand des Todes weiß sie allein zu trennen . . .

So kämpfte die unglückselige Eleonore einen trüben grausamen Kampf; hier das Dasein mit Farben von brennendstem Schmelz, wie sie es nie gesehen, dort ein Verlust, der unwiederbringlich, jenes

zertrümmern wollte... Was ein Mensch an Schmerzen empfinden kann, sie litt es; Reue, Scham, Angst, Befürchtung verließen sie keinen Augenblick — und doch mußte sie ruhig scheinen, wenn sie mit Menschen zusammentraf; man verlangte von ihr, daß sie heiter sein, lächeln sollte . . . .

Die Kirche, in der die Comtesse allabendlich eine Zuflucht suchte, und in der auch ihre Vermählung stattfinden sollte, war ein altes ehrwürdiges Gebäude, das vielleicht älter wie das Schloß, mit diesem ein Ganzes bildete.

In früheren Zeiten, wo noch der Glaube inniger die Gemüther beseelte, war sie ein sehr besuchter Wallfahrtsort gewesen. Die Ursache dazu war wohl eine Quelle, die tief aus dem Schooße der Erde entsprungen, sich inmitten der Kirche befindet, und von deren wunderthätiger Heilkraft viele Sagen im Munde der Landbewohner umlaufen . . .

Mitten aus dem krystallhellen, durchsichtigklaren Wasser, das ein ziemlich umfangreiches und sehr tiefes Becken bildet, erhebt sich auf schlanker Säule ein lebensgroßes Muttergottesbild mit dem Jesuskinde im Arm, wie die Säule selbst von weißem kararischen Marmor herrlich gearbeitet. Dieses Kunstwerk, von dem verstorbenen Besitzer des Schlosses

aus Italien herübergebracht, und mit viel Mühe und Kosten an Stelle eines alten steinernen Bildwerkes gesetzt, hat die Kirche zu ‚Mariaborn', welchen Namen sie bis zur Stunde führt, bis in entfernte Gegenden berühmt gemacht. Die Marmorsäule und das Wasser umgiebt ein eisernes Gitter . . .

Durch bunt gemalte große gothische Fenster fällt das Licht in's Innere, und gerade, als wollte es das Heiligste umfassen, hauptsächlich nur auf die Marmorgruppe, und erst, senkte sich der Abend und die Sonnenstrahlen tiefer, auf ein großes Altarbild, das Jesus am Kreuze darstellte, auf Golgatha, der Schädelstätte, zu seinen Füßen die büßende sündige Maria Magdalena . . .

So weihte die Sonne im Aufgang die Geburt des Heilands, im Niedergang seinen Tod . . .

Wenn Eleonore in ihren nächtlichen Gebeten, aus ihrem dumpfen sehnsuchtsvollen unendlich qualvollen Dahinbrüten, zuweilen einen Blick auf die Gottes-Mutter warf, die beim Scheine einer ewig brennenden Lampe so mild, ergeben und wonnereich auf ihr Liebstes in den Armen herniederschaute, da fühlte sie doppelt den Jammer der Schuld, da erfaßte sie wohl eine Ahnung von dem reinen Glücke,

das sie so unverantwortlich, so unwiederbringlich dahingegeben . . . .

Aber weinen konnte sie nicht, die arme reiche Gräfin; sie war zu elend geworden, um Thränen zu finden . . .

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Der Tag der Vermählung brach an. —

Von dem Grafen waren viele Einladungen in die Nachbarschaft und die Residenz ergangen. Auch der Herzog, der alle Festlichkeiten im gräflichen Hause zu besuchen pflegte, war geladen; aber er entschuldigte sich mit einer dringenden Reise, die er auch wirklich angetreten, sandte jedoch ein kostbares Geschenk für die Braut . . .

Mit welchen Gefühlen hielt Eleonore das reiche, mit Diamanten eingefaßte Diadem in der Hand!

Sie betrachtete es gedankenvoll und gedankenlos; versuchte es wohl auch mit einem eigenthümlichen, herzzerreißenden Lächeln in die Haare zu flechten — aber rasch warf sie es wieder von sich, und, das Antlitz in die Hände verbergend, schauerte sie

erschrocken zusammen, als berührte sie die kalte Hand des Todes . . .

Sie ließ geduldig geschehen, daß man ihr das Brautkleid anlegte, sie festlich kleidete, aber den Myrthenkranz, den ihr die Kammerfrau darreichte, betrachtete sie lange, lange, bevor sie erlaubte, daß man ihn ihr in's Haat flocht . . .

Dem Vater ließ sie sagen, er möge sie bei den Gästen entschuldigen, und dem Grafen, ihrem Verlobten, wußte sie es Dank, daß er seine Ankunft verzögerte . . . Es war ein trüber regnerischer Tag; keine gute Vorbedeutung im Munde der Schloßbewohner und der Landleute, die sich aus dem Dorfe und der Nachbarschaft zu dem seltenen Schauspiel zahlreich eingefunden und vor der Kirche aufgestellt hatten.

Die guten Leute brachten für die Gräfin Geschenke, wie sie eben ihre Verhältniße erlaubten; doch hatten sie keine Ahnung davon, daß diese nur eine Marter für die Braut waren, indem sie sie entgegennehmen mußte . . . Sie gingen kopfschüttelnd von der ernsten bleichen Braut, die ihnen nur mit Mühe einige Worte erwiderte. . . .

Die Wagen der fremden Gäste drängten sich im Schloßhofe, die Glocken läuteten zur Kirche, der

Bräutigam kam, glücklich, lächelnd, und doch, er wußte nicht warum, innerlich beklommen! . . .

Er trat, den Vater Eleonorens und ihren Bruder zur Seite, in ihr Zimmer; hinter ihnen die zahlreich Geladenen, eine reiche auserlesene Gesellschaft . . . .

Ein furchtbarer Moment für die Braut; aber sie lächelte, — freilich man lächelt auch mit dem Tode im Herzen, mit Verzweiflung, mit letztem Rest des Muthes . . .

Auffallen mußte indeß Allen ihr Zustand; die Gäste flüsterten unter einander, die lange unterdrückte Besorgniß des Vaters stieg, die Beklommenheit des Bräutigams wuchs . . .

Man fragte, ob sie sich krank fühle, was ihr sei?

„Krank nicht," gab sie leise zur Antwort, „aber müde, müde bis — — —"

Ein Blick auf ihren Vater und die Umgebung ließ sie abbrechen, und nur für sich vollendete sie flüsternd: „Müde bis zum Sterben . . ."

„Nichts fehlt mir!" rief sie dann hastig laut — „nichts; das Ungewohnte, das Neue . . . die Erwartung spannt meine Nerven an. Kommt zur Kirche!"

Graf Schacht näherte sich und flüsterte ihr leise zu: „Eleonore, um Ihrerselbst willen, was quält und martert Sie? Bin ich es, ich, der Sie unendlich liebt

— sagen Sie ein Wort, und ich werde die Ceremonie aufzuschieben wissen; man soll mir die Schuld beimessen, kein Vorwurf, nicht der leiseste Makel Sie treffen . . ."

„O mein Gott!" — Sie blieb stehen, preßte die Hand auf's Herz, und hätte aufschreien mögen vor innerer Qual.

Was sollte sie thun? Was beginnen? Seine Worte, von der innigsten Liebe und Zärtlichkeit durchhaucht, mit einem Blick begleitet, der ihr seine ganze offene redliche Seele enthüllte, jetzt gesprochen, zermalmten und vernichteten sie vollends . . . Der Verrath, den sie zu begehen ging, nahm eine drohende Gestalt an, und es umlauerte sie wie Gespensternahen . . .

Aber die Stimme des Vaters ermahnte, er drängte zur Eile, und weiter schritt der Zug zur Kirche, weiter durch eine dichte Schaar von Landbewohnern, die sich wiederholt zuraunten:

„Seht nur, wie bleich die Braut — Gott gebe seinen besten Segen! Das ist eine schlimme Hochzeit! . . ."

Sie waren vor der Kirche. —

Scheu und zögernd überschritt Eleonore die Schwelle, scheu und ängstlich irrten ihre Augen umher . . .

Keinen Blick wandte der Vater von ihr, und er wußte selbst nicht, warum er zusammenschrak, als der Zug um den Born der heiligen Jungfrau einen weiten Kreis bildete und das verlobte Paar an den Altar trat.

„Wär' es doch schon zu Ende!" murmelte er vor sich hin, und scheu ließ er sein Auge über das Wasser gleiten, das ihn an ein trübes, trauriges Ereigniß erinnerte, das ihn einst einen seiner liebsten Söhne gekostet . . .

Vier Jahre waren verflossen, daß sich da Hugo in einem Anfall von Wahnsinn hineingestürzt, daß man ihn des Nachts überall gesucht und erst am Morgen, kalt und todt, gefunden . . .

Die Ceremonie hatte begonnen.

Bebend, ihrer Sinne nicht mächtig, fügte sich Eleonore.

Sie sollten die Ringe wechseln.

Ihr Blick irrte empor und fiel auf das Altarbild, Golgatha . . . Das Auge des Herrn, unter dem Drucke der Dornenkrone, die Seite durchstochen, wie sah es so mild und sanft, so still und ergeben! Aber um ihn die düstern Sünder, und dort der umnachtete Himmel . . . Blitze zuckten aus schwarzen

Wolken herab auf Maria Magdalena... sie wollten sie erschlagen . . .

„Auch mich!“ ruft sie laut, „auch mich! seht nur, wie das Blut aus den heiligen Wundenmalen niederträufelt, auf sie, auf Maria Magdalena! . . .“

Und eine Stimme raunt ihr von drüben in's Ohr: „Du betrügst, eine Betrogene — Dein Platz ist nicht vor dem Altare Gottes!“ . . .

„Heilige Jungfrau!“ schreit sie auf, der Brautring entgleitet ihrer Hand, und rasch, vom Augenblick fortgerissen, flieht sie von dem Altar, hin zu der Marmorsäule, sie will sie mit den Armen umfassen . . . sie hebt sich gewaltsam über das eiserne Gitterthor . . . . stürzt hinab und, das Haupt am Schaft der Säule zerschellend, färbt sie das Wasser mit ihrem Blute . . .

Zu spät eilt Alles zu Hilfe. — —

Herzblut.

Zweiter Theil.

Das Elend ist mannichfaltiger als das Glück. —

Erstes Capitel.

Da lebte in einem gar prächtigen Schlosse eine junge, schöne und auch sehr reiche Dame, die Niemand hatte, dem ihr Herz gehörte. Vater und Mutter waren ihr gestorben, Geschwister hatte sie auch nicht, und die Verwandten mochte sie, wie das so öfter vorkommt, nicht leiden.

Diese junge Dame, Julia, aus einem alten gräflichen Geschlecht, war von einem widerspenstigen, wunderlichen Charakter, was übrigens bei Mädchen und Frauen nicht gar so selten sein soll. Kein Mensch durfte ihr widersprechen, und selbst der Vormund, den man ihr gegeben, ein vornehmer Mann in der Nachbarschaft, wagte es nicht, seiner Mündel etwas zu sagen; sie hub, war es ihr nicht recht, gleich einen solchen Lärmen an, als stünde die Welt in Flammen.

Der Vormund kam auch nur noch selten nach

ihrem Schlosse, und wenn sie dann beisammen waren, er und seine Mündel, da hätte man glauben mögen, diese sei der Vormund und jener das liebe Kind, das sich alles von einem Tyrannen gefallen lassen muß. Er holte auf ihr Geheiß den Stickrahmen, langte ihr einen Apfel und, wenn sie Lust bekam, in seiner Gesellschaft einzuschlafen, mußt' er ein Buch nehmen und ihr daraus vorlesen.

So ähnlich trieb sie's mit Allen, und die Leute sagten, sie habe kein Herz, die schöne Julia. Es mochte wohl wahr sein, denn ging sie hinunter in's Dorf, wo viele Arme wohnten, da that sie wohl mitunter Gutes, aber immer mit einer gar stolzen Miene, die deutlich ausdrückte, daß sie den tiefsten Respect verlange. Ein freundlich Wörtchen sagte sie den Leuten nie, und das that den meisten recht leid.

Ueber die Liebe lachte das Fräulein geradezu, und alle Freier hatte sie bis jetzt zurückgewiesen. Es war ihr keiner gut genug; dem einen fehlte ein Titel, dem andern ein glänzender Name, Reichthum oder Schönheit, und was dergleichen nichtige Dinge mehr sind.

Eines Tages da saß Gräfin Julia am Fenster ihres Schlosses. Ein armes in Lumpen gehülltes Weib keuchte den Hügel herauf und blickte gar

flehentlich nach dem Fräulein. Es hatte auf dem Rücken eine schwere Last und zur Seite ein kleines Kind im dünnen geflickten Kleidchen, das, die Händchen gefaltet vor sich hinstreckte, und zu bitten schien: „Gieb meiner armen Mutter was, Du schöne, reiche, junge Dame!“

Das Fräulein zog die Stirne kraus und rief übellaunig hinunter: „Wer bist Du?“

Das Weib hielt einen Augenblick inne, athmete schwer auf, und sagte: „Des armen Kunhardt Frau, da unten vom Dorf, gnädigstes Fräulein. Er liegt krank daheim, und ich muß für ihn das Holz aus dem Walde holen.“

„Warum hast Du geheirathet, es geschieht Dir recht, daß Du in Noth und Sorge bist,“ erwiederte das Fräulein.

„Ach, wohl sind diese groß,“ seufzte das Weib. „Aber wenn man sich lieb hat, in der Herzensfreud', da denkt man nicht an das, was kommen könnt'! Alles wär' auch ganz gut, läg' der Mann nicht auf dem Fieberbett.“

„Ich kann ihn nicht gesund machen,“ meinte das Fräulein und trat vom Fenster. —

Das Weib stand noch eine Weile da unten,

eine Thräne lief ihr über die abgehärmte Wange, aber sie sagte kein Wort.

„Mutter," sprach das Kind und hob die Händchen hoch — „weine nicht, wenn Du weinst, sieh', da muß ich es auch."

„Nein, ich weine nicht." — Das Weib trocknete schnell die Thränen, beugte sich hinab, küßte das Kind, und sie gingen hinunter, den Weg in's Dorf . . .

Das Schloß des Fräuleins war prächtig von Sandstein, mit Säulen und Treppen von Marmor aufgebaut, der Reichthum schaute aus allen Thüren und Fenstern; namentlich eine zahlreiche Dienerschaft, die absonderlich zu thun hatte, dem lieben Herrgott die vierundzwanzig Stunden des Tages nachzuzählen, ob sie auch richtig seien.

Vor und hinter dem Schlosse war ein großer herrlicher Garten, voll schöner Blumen und Obstbäume, und weiterhin standen prächtige Buchen und Eichen. Hier nisteten im Frühlinge mit Vorliebe die Vögel, und dann ging ein Concert los, wie es nicht schöner und billiger gehört werden kann. Ueberall ein Schmettern, Pfeifen, Jauchzen und Singen, daß Jedem, der da herumwandelte, vor lauter Lust das Herz aufging und der Himmel hineinfiel . . .

Der Sonne schien das lustige Treiben auch zu behagen, namentlich an Sommerabenden, im Juni und Juli, denn da verweilte sie viel länger als sonst am Horizont und wollte sich von der Nacht gar nicht einholen lassen.

Es war nun gegen Ende Mai, dem wunderschönen Monat, um den sich Sommer und Frühling streiten, da wandelte die schöne Julia eines Tages unter den Bäumen des Schloßgartens.

Die Sonne meinte es gut und schien recht warm herab; überall regte es sich wundersam lebendig. Die Zweige schlugen bereits eifrig aus, an vielen Orten standen ganze Büsche grünen Laubes. Nur an wenigen verdunkelten Stellen da zeigten sich noch einige träge Stämme und Aeste, die geringe Lust verriethen, sich aus einem langen Winterschlafe zu erheben. Sie sahen dafür recht unlieb aus, wie alte griesgrämige Leute.

Weiterhin, auf einem freien Raume, da stand schon alles voll Blumen und Blüthen, und die sahen nicht wenig munter aus. Jede wollte es der andern zuvorthun, sich zuerst im allerschönsten Kleide zeigen, und da ging es denn im Wettstreit in einer Entfaltung von Farbe, Glanz und Pracht, wie es gar nicht zu sagen. Namentlich war da eine zahlreiche

Sippschaft von Tulpen, die blähten sich erstaunlich auf, und weil gerade in der Nachbarschaft ein Fliederbusch blühte, so geriethen sie sogar auf den eitlen Gedanken, daß ein würziger Duft von ihnen ausgehe. Ganz deutlich verrieth diese Ansicht die verächtliche Miene, mit der sie auf das blaue Veilchen herabblickten, das sich demüthig im Schatten des Fliederbusches verbarg.

Hätten die Tulpen nur etwas bescheideneren Sinn und nicht gar so verblendete Augen gehabt, die eben nur sich sehen: die hochmüthige Gesellschaft würde sich geneigt haben vor einem Lieblinge der Natur, vor einer frühzeitigen Rose, die mit brennendem Verlangen aus grüner Knospe brach. Sie blühte ganz abgesondert, und wie gern sie gesehen wurde, bewies auch die Sonne, die auf keine andere Blume so strahlend herabfiel wie auf die königliche Rose, die ihrerseits dankbar und lüstern die Gluth auffing; wurde sie ja dadurch nur noch glänzender und schöner . . .

Wie das Fräulein so langsam und sinnend dahinwandelte, erhob sich ein leiser Wind, und es war, als flüsterten die Blumen zusammen, und als trüge der behende Luftzug die Worte hinüber und herüber. Das Fräulein hätte um ihr Leben gern gehört, was

gesprochen wurde; sie konnte aber, so viel Mühe sie auch anwandte, nichts erlauschen.

Darüber verdrießlich, wollte sie weiter gehen, da bemerkte sie einen kleinen allerliebsten Käfer, der von den Blumen naschte und sich gar ungezwungen von einer zur andern begab.

„Wie glücklich ist dieser Käfer," dachte die schöne Julia. „Er kann alles hören, was ich so gern wissen möchte und nicht errathen kann."

Im selben Augenblicke flog der Käfer auf und schwirrte summend um das Fräulein. Er neckte sie so eine Zeitlang, dann klang es ihr in's Ohr: „Du wirst es bald erfahren, was die Blumen miteinander reden; sie sprechen von der Liebe." —

Das Fräulein erröthete, aber von Zorn, und wollte das fliegende Orakel, das ihr recht vorbaut und naseweis erschien, verscheuchen; der Käfer kümmerte sich jedoch wenig um ihr wehrendes Taschentuch und flog erst von dannen, nachdem er sie mehreremal umschwärmt und in der Nähe sein Weibchen erblickt, das ihm verlangend entgegensummte.

Die schönen Blumen mißfielen dem stolzen Fräulein jetzt gar sehr; konnt' es doch in ihrem Sinne kein größeres Vergehen geben, als von der Liebe zu sprechen, von der sie nun einmal nichts wissen wollte.

Sie wandte sich von ihnen ab und lauschte dem lustigen Gesang der Vögel, die so laut d'rein schmetterten, als sollt' es ja zum Himmel dringen, dem sie für das gar so schöne Geschenk des Frühlings nicht genug danken zu können glaubten.

Einige von den ganz kleinen Vögelchen, die sich aber deßhalb nicht weniger toll geberdeten wie die großen, flogen kreischend um das Haupt des schönen Fräuleins, und setzten sich dann unfern auf einem grünen Zweige nieder. Hier schmetterten sie noch einmal los, gleichsam ein durchdringendes Finale, wie sie es wohl gescheidten Musikern abgelauscht, die auf die Nerven der Zuschauer losarbeiten, damit es tüchtigen Applaus gäbe. Dann machten sie eine Pause, bis sie von Neuem zu spektakeln anfingen. Es klang dießmal mehr wie ein Gespräch, das sie miteinander führten, denn sie steckten die Köpfe zusammen und zwitscherten mehr, als daß sie sangen...

Das Fräulein ward abermals neugierig und hätte gar zu gern gewußt, was die liederlichen Vögel, denn das waren sie, da sie den ganzen Tag über im Freien herumschwärmten und sich wenig um ihre Nester kümmerten, ja, was denn wohl die gefiederten Strauchdiebe berathen mochten.

Sie trat näher hinzu, da flogen sie aber auf,

und waren nicht mehr zu sehen. Der Zweig jedoch, auf dem sie gesessen, gehörte dem Flieder über den hochmüthigen Tulpen, und es war der schönen Julia, als trüge ihr der würzige Duft die Worte zu: „Die federleichten Gesellen unterhielten sich von der Liebe!"

Zornig brach sie den Zweig ab, und ging weiter. Sie bog um den Fliederbusch, und hier blieb sie überrascht stehen.

Auf einer Ruhebank, dicht überschattet von grünem Laub, schlummerte ein junger Mann, so schön, wie sie noch nie einen gesehen. Lange dunkle Locken fielen ihm bis auf die Schultern herab, die Stirn war hoch und frei, das Gesicht wie Milch und Blut, edel und ernst. Das Haupt ruhte auf einem Bündel Moos, die eine Hand, so klein und zierlich wie die eines erwachsenen Mädchens, hielt einen blühenden Zweig von einem blühenden Dornstrauch, zu seinen Füßen lag ein beschriebenes Blatt Papier.

Die schöne Julia ward recht begierig zu wissen, was wohl auf dem Papier stand. Vorsichtig und nachdem sie sich noch einmal überzeugt, daß er recht fest schliefe, schlich sie auf den Zehen hinzu und hob das Blatt auf.

Sie las:

Blumengespräch.

Ein Zittern ging durch die Natur,
Wie Glockenton ein leises Beben;
Begraben liegt des Winters Spur,
Den Frühling ruft es auf zum Leben.

Es flüstern manche Wundermähr
Aus unbekannten dunklen Räumen,
Die Mancher hält für öd' und leer,
Die Blumen wachend auf vom Träumen.

Nachdem die Tulpe hat erzählt:
Zwei Brüder liebten sich, bis Beide
Die Eine sahn, die sie erwählt,
Die Eine, die sie füllt mit Neide.

Das Herz für sie, der Haß für ihn,
So warben Beide voll Bestrebens,
Bis tödtlich sie die Schwerter ziehn —
Denn Liebe ist der Schmerz des Lebens; —

Nachdem die Rose hat erzählt:
Umschlossen ganz von hohen Warten,
Zum Paradiese ausgewählt,
Tief unten liegt ein Garten.

Hier blitzt und funkelt alle Pracht,
Die Gott an Blumen mag verschenken;
Hätt' er mich ähnlich nicht gemacht,
Ich hätt' mein Antlitz müssen senken.

Inmitten grünt ein Liebesbaum
Mit wundervollen Blätterfalten,
Der schenkt den wonnereichsten Traum,
Wer von den Blättern kann erhalten.

Nun solltet, Schwestern, ihr nur seh'n
Die wilde Lust und das Verlangen!
Die Blume kommt, die Winde wehn,
Und lieblich alle Wälder klangen.

Ob Warnung, Vorsicht, Wache stehn,
In aller Weise des Bestrebens
Ein Rauschen, Flattern, Kommen, Geh'n —
Denn Liebe ist das Glück des Lebens! —

Nachdem die Rose dieß vertraut,
Das milde Veilchen wagt zu sprechen:
Ich kenne eine holde Braut
Und Jemand, dem das Herz wird brechen.

Fragt nicht, Ihr Glücklichen, wie's kam?
Die Liebe geht besond're Wege.
Ihm gab ihr erster Blick und nahm,
Was wechselnd hält die Sehnsucht rege.

Vom Sinnen trüb, das Aug' gesenkt,
Um nicht zu sehn den frohen Andern,
Er einsam seine Wege lenkt,
Und dennoch muß er mit ihm wandern.

O Schwestern, glaubet mir, es geht
Die Liebe auf besondern Wegen;
Ein Blick, ein Wort kaum hingeweht,
Kann eine Welt in Unruh' legen.

Das schöne, milde, heiße Herz
Muß still und blutend oft vereinen
Ein kurzes Glück, den langen Schmerz,
Die fliehend schnell — und ewig scheinen.

Ob Warnung, Vorsicht wachsam flehn,
Es hilft kein Drängen und kein Zagen,
Die Liebe wird wie Gott erstehn
In jeder Brust in hellen Tagen. —

Des Veilchens Auge schimmert naß,
Es ist als ob es tief beweget
Dort jenen Stern, der zitternd blaß
Im Abendgruß sich knisternd reget. — —

„Ein fahrender Poet!“ dachte Gräfin Julia, indem sie das Blatt wieder leise an den vorigen Ort zurücklegte, und den Schläfer mit Aufmerksamkeit betrachtete.

Sie mochte sich das nun wohl selbst nicht gestehen, aber es geschah doch, daß ihre Blicke mit vielem Wohlgefallen auf ihm ruhten, daß sie Zug um Zug sein Antlitz einem Richterspruch unterwarf, daß ein unerklärliches nie gefühltes Etwas ihr Herz höher schlagen machte, daß es sie mit zauberischer Gewalt zu dem schönen Jüngling zog.

Es war ja ganz natürlich, daß sie demnach nicht vom Platze wich, und ganz vergaß, daß er erwachen könnte. Es geschah dieß nun wirklich und ganz plötzlich; er schlug die Augen auf und betrachtete ohne Verwunderung Fräulein Julia, die mit einem leisen Schrei entfliehen wollte. Er machte keine Bewegung

sie zurückzuhalten, stand aber auf und traf mit ihrem Blicke zusammen.

Nie hatte sie noch solche Augen gesehen; tief und dunkel, unergründlich wie das blaue Meer, lag es darin, keine brennende Gluth, aber ein gewaltiges Sehnen, das stille Feuer eines geheimnißvollen bannenden Zaubers . . .

Er betrachtete sie ruhig und unverwandt; jetzt erst fiel ihr seine große Blässe auf, und daß er statt des Augapfels ja ein Herz habe, so klein und allerliebst, wie es nur passen mochte. Von Natur durchaus nicht schüchtern, legte sich bald ihre erste Ueberraschung und sie gewann den Muth, seinen Blick, der doch so etwas Eigenes, Seltsamfremdes hatte, auszuhalten, ja, den schönen Jüngling sogar anzureden.

Sie fragte: „Wo kommst Du denn her? Das Schloß ist mein.“

„Ich komme,“ antwortete er leise und mit einer Stimme, die da klang wie Harfenton von silbernen Saiten — „wo die Blumen herkommen und die grünen Bäume und der blaue Himmel.“

Sie verstand ihn nicht recht, und meinte: „Die Blumen und die grünen Bäume und den blauen Himmel bringt uns der Frühling; stammst Du von diesem?“

9*

„Alles das und den Frühling" antwortete er, „hat eine große Liebe geschaffen, das ist Gott. Er hat mich ausgeschickt, daß ich die Welt durchziehe und in den Menschen wohne."

Sie schüttelte den Kopf, wurde aber über das Wort ‚Liebe' nicht mehr unmuthig, wie es immer vordem gewesen, so sehr wußte sie der Fremdling einzunehmen, und meinte: „Wie heißt Du denn?"

„Herzblut."

„Herzblut?"

„Ja; gefällt Dir der Name?"

„Du mußt mir ihn erklären."

„Ich möchte das wohl, Du wirst mich aber nicht verstehen."

„Warum denn nicht?" fragte sie in ihrer Eitelkeit verletzt.

„Du bist die Herrin dieses Schlosses, und da unten im Dorf hat man mir Manches von Dir erzählt; Du liebst die Menschen nicht."

„Weil die Meisten nicht viel werth sind," meinte sie eifrig und, sie wußte selbst nicht warum, mit stillem Aerger.

„Haben Dir denn die Menschen gesagt," sprach er, „daß sie Dich für besser halten? Du bist sehr stolz, und das ist nicht recht. Du entfernst dadurch

die Leute, Niemand mag mit Dir umgehen; wie kannst Du nun behaupten, daß die Menschen nicht viel werth sind, da Du sie nicht kennst? Erst gewöhne Dich, über Dich selbst nachzudenken, Deine eigenen Fehler Dir nicht zu verhehlen, Dich nicht zu überheben. Thust Du das erst, dann wirst Du auch eine bessere Meinung von Deinen Nebenmenschen erlangen, man wird Dir mit Liebe begegnen. Dadurch wird Dir der echte Stolz verliehen, und der falsche Dich verlassen, den Du Dir angeeignet, weil Du schön und reich. Das sind ganz zufällige Güter, bei denen Du ganz ohne Verdienst bist."

„Bist Du hergekommen, um mir Vorwürfe zu machen?" fiel sie unmuthig ein, und doch nicht im Stande ihm zu zürnen. „Sage mir, wer Du bist."

„Sieh, um Dich wohnt der Frühling. Wie schön ist es da nicht auf der Welt! Du bemerkst das aber gar nicht, Du siehst eben die Blume an, weil sie prächtig ist, und gleichgültig ist es Dir, ob sie im Zimmer, während es draußen schneit und friert, aufgeblüht, oder hier außen im Freien. Die Vögel, die lustigen Sänger, läßt Du aus Vergnügen einsperren, und mit derselben Empfindung stehst Du vor dem goldenen Käfig, wie draußen, wo sie umherflattern und vor Wonne sich gar nicht zu fassen wissen. Die

grünen Bäume, ein dunkles Laubdach, dünken Dir ganz schön, aber Du hast keine warme Freude daran; Du bist eben nur froh über den Schutz, den sie Dir vor den brennenden Sonnenstrahlen gewähren. Das Sprießen, Keimen und Werden der Gräser und Blumen hat keinen Reiz für Dich; wenn es nur wird, das ist Dir genug. Du empfindest nicht, wenn der Frühling kommt, Du empfängst ihn wie einen gewöhnlichen Bekannten, der kein Jahr ausbleiben kann. Du bist recht arm, schönes reiches Fräulein. Wenn Du erst den Frühling einmal herbeisehnst, wirst Du glücklicher sein." —

„Wie mach' ich das?" fragte sie lebhaft.

Herzblut lächelte und blickte sinnend vor sich hin. „Ein Mittel giebt's," sprach er, „aber darnach läßt sich nicht jagen, es muß zu uns kommen. Wenn Du einmal liebst, wirst Du mich verstehen."

„Ich liebe Dich!" sagte das Fräulein rasch, vom Augenblick gedrängt. „Und je mehr ich Dir in die Augen blicke, jemehr wächst meine Liebe für Dich. Aus ihnen flammen zwei Herzen, sie haben das meinige entzündet. Bleibe bei mir und werde mein Gemahl. Du siehst, ich bin nicht so stolz wie die Leute sagen, denn ich weiß noch immer nicht, wer Du bist und woher Du kommst."

Die kleinen Herzen in dem Auge des Fremdlings regten sich wundersam, und er sagte lange nichts.

Sie mahnte ihn wiederholt, und da sprach er: „Du bist ein gar holdes Wesen, und da möcht' es sich wohl lohnen, von Dir geliebt zu sein; aber sieh', Dein Gemahl kann ich nicht werden."

„Und warum nicht?"

„Ich bin ein Kind der Liebe, oder besser ein Theil der Liebe selbst. Das sagt schon mein Name und die beiden Herzen, die Du in meinen Augen bemerkst. Ich kann Niemand ausschließlich angehören, führe ein Wanderleben, wohne bald hier bald dort, und muß schnelle Füsse haben, da man mich allwärts erwartet. Nicht bloß die Menschen, auch die Thiere, Blumen und Bäume, ja, Du möchtest es kaum glauben, auch viele Dinge, die Dir leblos erscheinen, wie die Steine zum Beispiel, warten auf mich. Namentlich im Frühling muß ich viel wandern, weil ich überall sein muß, wo er einkehrt, und sich allwärts die Liebe regt, die Liebe, der ich angehöre wie das Kind der Mutter, von der ich unzertrennlich. Herzblut ist mein Name, und wo die Liebe einkehrt, da bin auch ich zu finden."

„Nun ich liebe Dich, ohne Dich zu verstehen!"

„Das geschieht auch selten zu Anfang einer

Liebe; im Glück zumeist vergißt man auf mich, hat man doch nur Sinn und Aug' für den Geliebten. Später aber, namentlich im Leide, da empfindet man recht, daß ich zugegen, und man sagt: er verströmt sein Herzblut, oder — ach, und das ist das schlimmste — er vergießt blutige Thränen."

„Hab' ich das zu erwarten?" fragte das Fräulein ängstlich.

„Das weiß ich nicht, da mir kein Blick in die Zukunft gestattet, aber wenn Du Deinen Stolz nicht lassest, so bin ich allerdings in Sorge um Dich. Im Uebrigen nehm' ich auch den größten Antheil am Glück der Liebe, denn ihr Herzblut müssen Liebende austauschen, um sich recht innig zu lieben. Wohl säh' ich auch gern bei Dir das Glück der Liebe einkehren."

„Wie kann ich's glauben, da Du nicht bleiben willst?"

„Weil ich Dich durchschaue und erkenne, daß Deine Liebe nur vom Augenblick eingegeben. Ich erscheine Dir ungewöhnlich, und darum ist es Dir, als müßt' ich aus fremden Landen kommen und etwas Vornehmes im schlechten Kleide sein."

„Du bist ein Poet!" rief sie lebhaft und über seinen Scharfblick erröthend.

„Kein echtes Lied wird ohne mich gedichtet. Du hast wohl während ich schlief das Blatt gelesen, das mir entfallen?“

Zögernd gestand es das Fräulein, und meinte: „Ich hörte wohl auch das Veilchen, die Tulpe und die Rose zusammenflüstern, aber ich konnte sie nicht verstehen. Du hast sie wohl belauscht?“

Herzblut antwortete: „Ich sagte Dir schon einmal, sobald Du erst liebst, wirst Du auch die Blumen besser verstehen lernen. — Aber nun muß ich auch fort. Leb' wohl, schönes Fräulein!“

Er reichte ihr die Hand und wollte gehen. Sie beschwor ihn zu bleiben und meinte, er könne doch wenigstens eine Zeit hindurch bei ihr verweilen; er schüttelte aber den Kopf und ließ sich nicht zurückhalten. Da sie denn sah, daß ihr Bitten vergeblich, so nahm sie ihm das Versprechen ab, er möchte wiederkehren. Er gab es ihr auch, fügte aber mit sehr ernster Stimme hinzu: „Du solltest es nicht wünschen, daß ich wiederkehre, Du nicht. Wie ich Dich kenne, wird unser Wiedersehen ein sehr getrübtes sein; Du müßtest Dich denn gänzlich ändern. Erwarte mich über's Jahr, zu eben dieser Zeit, im Frühling, Du findest mich hier wieder zur Stelle, wo es so herrlich ist unter den Veilchen, Tulpen und Rosen“ . . . .

Während er so gesprochen, schimmerte das eine Herz im Auge, das auf der linken Seite, gar seltsam, und es wollte ihr bedünken als flamme es gar blutigroth . . . Sie blickte ihm nach, als er schon längst hinter den Bäumen verschwunden thalabwärts schritt, dann ging sie sinnend in's Schloß zurück.

Hier angelangt, kam ihr ein Diener mit der Nachricht entgegen, daß Besuch eingetroffen, der sie oben in dem prächtigen Marmorsaale erwarte. Daselbst eingetreten, fand sie eine Freundin aus der Residenz, aber sie kam nicht allein, und brachte außer den Kammerjungfern und all' den Leuten, die einer vornehmen Dame nothwendigerweise zur Bedienung nicht fehlen dürfen, noch Jemand mit, der das Fräulein gewaltig überraschte.

Dieser Jemand war der Erbprinz von Herzogstein, und wie er sich ihr jetzt vorstellte und mit vieler Artigkeit um Verzeihung bat, daß er ihre Freundin hierher begleitet, da ihn gerade eine Reise durch diese Gegend führe, da erschrack sie fast, denn ganz so sah er aus, Zug um Zug wie der schöne Herzblut, nur daß ihm das Zeichen des Gemüths, das Herz im Auge fehlte, dafür brannten sie aber noch einmal so feurig, sie glühten und zündeten, und riefen gleichfalls ein glühend Roth auf die

Wangen des Fräuleins, das ihm nur stammelnd für die Ehre eines so hohen Besuches zu danken vermochte.

Die Vornehmen haben sehr viel gesellschaftliches Geschick und werden rascher miteinander bekannt wie jeder Andere, wie es denn auch hier geschah, und so einnehmend für alle Drei, daß der Erbprinz ganz vergaß, daß er eine Reise vorhabe, und die Damen gar nicht auf den Gedanken geriethen, ihn daran zu mahnen.

Er blieb einen Tag, den zweiten, und so fort, bis er dann gar nicht fortkam. In Begleitung der schönen Julia — ihre Freundin klagte immer über Müdigkeit, oder Migraine und blieb im Hause — durchstrich er die Gegend ringsumher, die Wälder und Fluren, und konnte nicht genug Lobes darüber sagen, und eben so über die vortreffliche Bewirthschaftung der Güter. Wie es denn nun kam, er nahm bei diesen Wanderungen, die allermeist zu Fuß geschahen, ihren Arm, und so konnte sich denn Niemand wundern, wenn er ihr im Laufe der Unterhaltung die Hand drückte, ihren Arm fester an sich zog, und ihr gar tief in die Augen blickte.

Sie ließ dieß geduldig geschehen, erwiederte es wohl auch hier und da, und wunderte sich gar sehr,

wie Alles umher auf einmal ihr in einem ganz anderen Lichte erschien; wie die Blumen viel schöner wurden, die Vögel viel lustiger sangen, das Grün der Wälder und Wiesen so herrlich prunkte — der Himmel nun gar so hell und rein, so tiefblau und klar! Es schien fast, als sei ihr der Himmel in's Herz gefallen und habe da vieles aufgeräumt, was der hellen Anschauung im Wege gewesen . . .

Eines Abends, es war schon zu Ende Mai, einem der Tage, an welchem die Sonne am unliebsten und nur zögernd von der schönen Erde scheidet, da waren sie wieder beisammen, der Erbprinz und das schöne Fräulein, und da thaten sie so vertraut miteinander, daß es Allem, was da des Weges war, auffiel; den Blumen, die verwundert aufblickten, den Vögeln, die schreiend sich's einander meldeten, den Bäumen, die lauschend und plaudernd zusammenrauschten . . . Der zudringliche Käfer war auch wieder da und summte stärker als je um sie herum, er summte ihr etwas in's Ohr, und das klang denn wahrhaftig wie ein Liebeslied:

„Bei Mondenschein, bei Mondenschein
Mit Dir allein, mein Lieb', zu sein,
Zu ziehen, drücken Dich an's Herz,
Die trunk'nen Sinne himmelwärts

Zu flieh'n von dieser kalten Erde,
Daß uns'rer Liebe Weihung werde —
Fürwahr, es muß der Mondenschein
Ein Gast uns hochwillkommen sein!

Bei Sonnenschein, bei Sonnenschein
Mit Dir allein, mein Lieb', zu sein,
Wo heißer rollt das heiße Blut,
Zu theilen gleiche Flammengluth,
Dein scheues Sehnen und Dein Bangen,
Und wieder stürmisches Verlangen —
Fürwahr, es muß der Sonnenschein
Ein Gast uns hochwillkommen sein!

Bei Mondenschein, bei Sonnenschein
Mit Dir allein, mein Lieb', zu sein,
Zu küssen mich, zu küssen Dich,
Zu träumen: ewig lieben sich!
So fort und fort durch alle Welten
Wo Seeleneinklang, Liebe gelten —
Es müssen Mond- und Sonnenschein
Fürwahr, uns hochwillkommen sein! — —"

Die schöne Julia wurde gar nicht böse und hörte doch Wort für Wort dieses Lied, das sie früher gewiß in großen Zorn versetzt haben würde. Das kam ganz einfach daher, weil der Erbprinz an ihrer Seite ging, und von Neuem — denn er hatte es schon einige Mal gethan — zu sprechen anfing von Verlobung und Hochzeit und andern dergleichen

süßen Dingen, denen kein Mädchen Herz und Ohr verschließt. Sie gab ihm gar willig Gehör, war er doch ein schöner Mann, und ein Prinz, etwas, was ihrem Stolze gar sehr schmeichelte. Sie vertraute sich ihrer Freundin, und die lächelte gar fein, sagte aber nichts.

Das Liebesleben ging nun so fort, bis die Sache weiter gedieh, als es gut war, aber die Liebe kann gar nicht genug fordern, und meint immer nicht genug geben zu können; daraus erwachsen denn viel mißliche Dinge, Unheil und Kummer. Die Liebe erst recht sollte sich einen äußerst verständigen Kopf aufsetzen und ihn nicht davon laufen lassen . . .

Das Uebel war aber nun geschehen, es ließ sich nicht ändern, und zudem erhielt ja das stolze Fräulein von ihrem hohen Verlobten, denn als solchen sollte sie ihn betrachten, das sichere Versprechen, daß die Hochzeit nun bald erfolgen würde. Er reiste auch, um die Sache bei seinen durchlauchtigsten Eltern einzuleiten, nach einigen Tagen ab, nahm ihre Freundin mit sich, versprach aber, gar oft zu schreiben und in der allerkürzesten Zeit wiederzukommen. Auf ihre Bitten, ihn begleiten zu dürfen, konnte er nicht eingehen, und sie sah das auch bald ein; denn seine Gründe, die er dagegen anführte,

waren sehr einleuchtender Art. Er sagte da unter andern, daß sie nur eine Gräfin sei, und wenn auch noch so bezaubernd und geschmückt mit vielem Reichthum an Körper und Geist und zeitlichen Gütern, so dürften seine Eltern doch von dem Verhältniß zwischen ihm und ihr nur nach und nach erfahren, da sie für ihn bereits eine Königstochter ausgewählt. —

Mit recht vielen Küssen, auch mancher Thräne im Auge, gar tief aus dem Herzen, schied sie von ihrem Geliebten; mit einer Umarmung und der Mahnung, ihrer nicht zu vergessen, von der Freundin. —

Es kamen nun Tage, die vergingen sehr langsam, obgleich der nahende Herbst Alles that, sie abzukürzen, und auch recht traurig waren sie, denn das genossene Glück stand mahnend hinter dem schönen stolzen Fräulein, und der Zweifel, ob der Prinz auch wiederkehren würde, drängte sich recht hartnäckig an ihre Herzensseite. Dieser mißliche Umstand mochte wohl beitragen, daß ihr die Blumen abermals viel weniger gefielen, ebenso die Bäume, die lustigen Vögel und der blaue Himmel. Mochte es nun sein, daß sie sich durch dieses abermalige Mißfallen gekränkt fühlten, oder daß es an der Zeit lag, genug, die Blumen welkten ab und sahen recht kümmerlich

d'rein, so recht, als machten sie sich zum Sterben bereit; die lustigen Vögel zwitscherten noch einmal an den Fenstern des Schlosses los, sangen ein Abschiedslied und verließen schreiend die Gegend; die Bäume ließen ihr Laub fallen, und ein nur zu hilfsbereiter Wind unterstützte sie d'rein so gut, daß die Bäume bald recht kahl und verlassen dastanden; der Himmel zog ein graues Kleid an, ließ selten nur noch etwas von dem schönen Blau sehen, dichte Nebel nahmen ihn gefangen, und so war denn überall eine starke Düsterheit und wenig helle Freude ...

Kein Brief war noch gekommen, kein Bote noch erschienen. —

Das Fräulein hatte keine große Erfahrung, aber durch die Liebe lernt man so Manches kennen, und da sagte sie sich denn auch, daß der Geliebte denn doch zu lange nichts von sich hören lasse, daß er ihre Sehnsucht nicht kennen müsse. Sie schickte einen Brief ab, aber keine Antwort erfolgte; dann einen zweiten, aber nicht eine Zeile schrieb er zurück, nicht ein kleinstes Wörtchen, wozu er doch gewiß Zeit gehabt. Das wär gar traurig und sicher nicht recht von ihm . . . Sie ward ihm recht böse, ja sie nahm sich vor, ihn recht tüchtig auszuschelten, wenn er wiederkehren würde, und gar lange sollte er bitten,

bevor sie ihm verziehe und einen Kuß bewilligte . . .

Aber als auch ein dritter Brief keine Antwort zur Folge hatte, da wurde es ihr doch ganz eigenthümlich zu Sinn, und wie Frost ging es durch ihre Adern. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein und weinte, weinte recht bitterlich . . . Es war ihr — der Gedanke kam so über Nacht — als sei sie hintergangen, als habe er ein schlimmes, schlimmes Spiel mit ihr getrieben, als sei sie von der Freundschaft und von der Liebe abscheulich verrathen, als wär' Alles, Alles in dieser Welt recht häßlich und voll Täuschung die Erde . . .

Es wollte sie nun bewegen, hinzureisen in die Residenz, wo er sich aufhielt, dem sie ihr Herz geschenkt, aber dagegen sträubte sich ihr Stolz, und sie schickte einen eigenen Boten zu ihm mit dem dritten Briefe und auch einen an ihre Freundin, und in dem ersten beschwor sie ihn dringend, zu ihr zurückzukehren, da sie sonst verkommen müßte vor Scham und bitterer Qual . . .

Manche Tage vergingen, bis der Bote wieder kam. Er traf endlich ein, und mit ihm der Winter, denn der erste Schnee fiel in dieser Zeit. Das Fräulein flog dem Boten entgegen, als sie ihn kommen sah,

aber schon sein Gesicht weissagte nichts Gutes. Er brachte die Nachricht, daß sich die Freundin empfehlen lasse, daß sie aber von dem durchlauchtigsten Prinzen nichts anderes wisse, als daß er im Begriff stehe, sich mit einer Königstochter zu vermählen, sich gegenwärtig in der königlichen Residenz befinde, und daß sie, die Freundin, nicht begreife, wie das gräfliche Fräulein so weit ihren stolzen Sinn habe jemals erheben können, um an eine Verbindung mit dem Erbprinzen ernstlich zu denken . . .

Die schöne Julia wurde bei dieser Botschaft unendlich bleich, beschenkte reichlich den Diener, sagte aber kein Wort.

Wie war sie so plötzlich gedemüthigt! Sie scheute sich vor allen Menschen, selbst die Dienerschaft scheute sie, deßhalb schloß sie sich gar eng in ihr Zimmer ein, nur ein einziges Mädchen bekam Zutritt, und so verlebte sie einen langen traurigen Winter . . .

Der Frühling kam wieder, und dießmal stellte er sich recht frühzeitig ein, war doch sein Vorgänger, der weiße Winter, über die Maßen hart und grausam gewesen . . .

Das war nun wieder ein recht lustiges Leben da draußen im Freien; die Vögel kamen von allen

möglichen Reisen zurück und hatten sich gar seltsame Wunderdinge zu erzählen, denn sie lärmten und schrieen, daß es weithin zu hören war. Einige sangen auch, um ihre Ankunft den Menschen angenehm zu machen, oder vielleicht auch, daß man ihre Fortschritte im Gesange bewundere; die Eitelkeit wohnt überall . . .

Die Blumen nun gar überboten sich im prächtigen Schmuck und wuchsen rasch auf, wozu wohl die ungewöhnlich warme Sonne beitragen mochte. Die Bäume schüttelten sich, streckten sich aus und wollten den winzigen Blumen durchaus nicht nachstehen, daher kam es denn, daß sie sich eilends in schönes Grün zu kleiden suchten, was ihnen auch mit merkwürdigem Glücke gelang. Wie ein Lächeln, so recht aus der Höhe des Himmels, zog es durch die ganze Natur, und Alles war voll Freude über den schönen Frühling . . .

Selbst das Fräulein konnte seiner anlockenden Anmuth nicht widerstehen und trat hinaus in's Freie. Aber eigen, recht eigen, wie sie sich verändert hatte, gar nicht mit ein wenig Rücksicht auf den Frühling, der immer frischer und prächtiger wurde. Von ihren Wangen war alles Roth entwichen, sie waren auch recht eingefallen, und wenn man so

recht genau hinsah, da mußte es Einem sein, als wären über das Antlitz gar viele Thränen heruntergeflossen, als hätte sich das bloße Leid einen recht festen Sitz da bereitet . . . Die Augen blickten so recht müde d'rein, so recht wehmüthig, wie die Sehnsucht nach dem Sterben . . . Und es ist doch gewiß die Meinung des Frühlings nicht, daß man sterben soll, wenn er voll Lust und Leben dahergewandelt kommt. Freilich, unter den ersten Blumen zu sterben, mag wohl auch gar schön sein, aber es widerstrebt dem innern Menschen, den Frühling auf diese Weise zu betrüben . . .

Das Fräulein ging hinaus unter den klaren blauen Himmel, der von ihrem tiefen Leid sich gar nicht verdunkeln ließ und that, als sähe er es nicht. Aber wie sie durch die Blumenbeete wandelte, eben da, wo die Veilchen, die Tulpen und die Rose standen, da flüsterten alle wieder zusammen und der Wind trug die Worte gefällig herüber und hinüber. Dießmal klangen aber die Worte gar traurig, und auch der Käfer, der wie vor Alters sich auch wiedereinfand, flog summend um die Blume, aber leise und gar nicht munter, wie es sonst seine Weise gewesen.

Das Fräulein neigte sich zu dem holden Veilchen herab und schaute es lange, recht lange und

unter Thränen an, gleichsam als wollte sie sagen: „Du demüthiges Bild, warum hab' ich Dich nicht besser beachtet, früher da es noch Zeit war und ich meinen hochmüthigen Sinn ändern konnte? Es ist recht schlimm, daß ich es nicht besser und früher verstand, Demuth zu üben." —

Hierauf setzte sich die schöne Julia auf die Stelle nieder, wo er gesessen, Herzblut, den sie nun auch erwartete. Er mußte ja kommen, hatte er es doch versprochen, und bald mußte er kommen, denn sie fühlte sich krank, recht krank, und glaubte ihn nicht lange mehr erwarten zu können . . .

Es rauschte über ihr in den Zweigen, und es war, als riefe es zu ihr mit leiser wohlbekannter Stimme, warum sie ihr Herzblut nicht besser gehüthet, und daß sie nun darum so elend sei . . . Sie lauschte achtsam hin, ein stilles Lächeln flog über ihr Antlitz, das bleicher wurde, immer bleicher, und ihre Lippen flüsterten leise, leise ein Abschiedslied:

Frage nicht, weßhalb ich fliehe
Jede Freude, jede Lust;
In die Berge einsam ziehe
Mit der Oede meiner Brust;
Warum mir die Thräne bricht
Aus dem Auge — frage nicht!

Was ich leis' der Rose sage,
Nicht in Worten, nicht im Laut,
Zu dem Liebesblatte klage,
Das aus grüner Knospe schaut;
Was die Rose zu mir spricht,
Frage nicht, o frage nicht!

Was ich in dem Himmel suche,
Blickend nach der Sternenbahn,
Nachts im sternenreichen Buche,
Was die Erde mir gethan?
Was mir aus dem Sternenlicht
Rastlos ruft — o frage nicht!

Ruhe find' ich nicht am Tage,
Keinen Frieden bei der Nacht;
Weichen wird erst meine Klage,
Wenn der Treue wird gedacht,
Wenn mich Todesruh' umflicht —
Darum frag', o frage nicht! —

Sie preßte, nachdem sie diese Worte vor sich hingesprochen, die Hand auf's Herz, wo es auf einmal zu stocken anfing, so leer und öde wurde, als fehlte es an allem Blut darin, und legte sich mit dem Haupt zurück. Der Wind löste ihr das Haar, frei und fessellos fiel es herab, und umwallte reich und dunkel das todtenblasse Gesicht, das vor sich hinstarrte, als wär' es nun die höchste Zeit, daß er käme, der so lange ausblieb . . .

Es rauschte noch einmal auf in den Zweigen, die Blumen hauchten ihren würzigsten Duft aus, die Vögel schmetterten darein wie Flöten und Geigen . . . Herzblut kam und legte seine Hand auf ein sterbendes Herz . . . Sie sah ihm in das schöne und gar so bleiche Antlitz, gerade wie das ihrige so blaß . . . ein letztes Lächeln spielte um ihre Lippen, sie neigte sich ihm zu . . . hieß ihn willkommen wie einen langersehnten alten Bekannten . . . ihre Wimpern schloßen sich . . . sie schien zu lauschen, ob er was sage . . . aber er sagte kein Wort und brach die erste zeitige Rose, die legte er der reichen jungen Gräfin auf's Herz, auf das arme Herz, das nun aufgehört hatte zu schlagen. —

Es ging wie Sterbegesang durch Laub und Zweige, die Vögel flatterten ängstlich empor im rauhen Wind, die Blumen neigten sich ergriffen zur Erde . . . und das war im Frühling, im wunderschönen lebendigen Frühling. — —

* * *

Dieses Märchen, unter dem Titel „Herzblut" in einem Buche mit Goldschnitt und reichem Deckel, machte einen ungewöhnlichen Eindruck auf Therese. Sie fand darin so vieles zum Nachdenken, so manche Beziehungen, daß der Inhalt bleibend in ihrem

Gedächtniß wurzelte. Es mochte wohl auch der Umstand dabei mitwirken, daß sie wieder lebhaft an das Schicksal der unglücklichen Comtesse Eleonore von Rössingg erinnert wurde, die nun seit langem in der Gruft ihrer Väter ruhte . . .

Es waren seit jenem Schreckenstage, an welchem sie geendet, mehrere Jahre vergangen. —

Vieles hatte sich inzwischen geändert. In den Räumen von Schloß Ellern war es recht still und einsam geworden. Niemand besuchte es, den nicht Geschäfte hinführten; es hieß allgemein in der Umgegend, ein Fluch laste auf dem gräflichen Hause.

Den alten Herrn sah man wenig mehr. Den ganzen Tag über blieb er in seinem Zimmer, wohin nur sein Kammerdiener Zutritt hatte, und nur gegen Abend und in mondhellen Nächten verließ er dasselbe und begab sich in die Kirche des Schlosses, wo er oft Stunden betend zubrachte vor dem Bilde des Erlösers, den man an's Kreuz geschlagen.

Sein graues Haar war schneeweiß geworden, seine sonst so stolze Haltung eine gebückte, das Antlitz war tief gefurcht, das Auge haftete stets am Boden; es war ein Bild des tiefsten Kummers, wenn er, einem Schatten gleich, durch die Gänge des Schlosses ging . . .

Nie sah man ihn lächeln, oder hörte ein Wort von ihm, mit Ausnahme der Befehle, die er dem Kammerdiener ertheilte, und dann in leiser halbgeflüsterter Stimme . . . Die Leute sagten, der alte gute Herr sei tiefsinnig geworden.

Arthur, der letzte Erbe des gräflichen Hauses, war anfänglich im Schlosse geblieben, im geringen Verkehr mit seinem Vater, dem er Manches nicht verzeihen zu müssen glaubte. Es schien ihm fast willkommen, als ihn dieser eines Tages nöthigte, Ellern zu verlassen und einen Gesandtschaftsposten in Diensten eines benachbarten königlichen Hofes anzunehmen, den er ihm ausgewirkt.

Er kündigte ihm seine Absicht mit den Worten an: „Es ist mein Wunsch, Arthur, daß Du einen Ort verläßt, der so unheilvoll für unsere Familie ist, daß Jeder, der hier verweilt, auf ungewöhnliche Art und früher endet, als es nach der Ordnung der Natur sein sollte; ich möchte nicht, daß ich auch noch Dich überlebte . . ."

Arthur gehorchte, doch kam er stets jedes Jahr auf einige Tage zum Besuch in's väterliche Haus. Lindner, auf den der Tod Eleonorens einen erschütternden Eindruck gemacht, tiefer als er es selbst für möglich gehalten, einen so nachhaltigen, daß er den

alten Grafen in der Schweigsamkeit zu überbieten schien, war in die Dienste des Herzogs getreten, und Graf Schacht gab sich ganz dem Berufe der Landwirthschaft hin, um einen Vorfall zu vergessen, der ihn hart betraf. Das grausame Schicksal des Ministers ging ihm sehr zu Herzen, und er ließ es nicht an Beweisen fehlen, die seine Theilnahme bekundeten. Er schickte öfter Boten, sich nach ihm zu erkundigen und kam auch zuweilen selbst nach Schloß Ellern, wo er freilich erkennen mußte, daß sein Trost nicht helfen könne, und wo ein einfacher Händedruck oft das Einzige war, was er erlangen konnte. Zuletzt, als Graf Rössingg sich immer mehr der Einsamkeit hingab und Niemand mehr sehen wollte, blieb auch er, der letzte Freund des Hauses, aus . . .

Therese hatte manche Wandlungen durchlebt. — Als sie Hellborn verlassen, bis zum äußersten Augenblick in der Hoffnung, Arthur würde noch kommen, ohne Ahnung von seinem Geschick, fand sie an dem herzoglichen Theater in W. . . . . . Verhältnisse, die sie hätten vollständig befriedigen können, wenn nicht eine große Veränderung mit ihr vorgegangen wäre.

Einer Vergangenheit entrückt, die sie in Noth und Sorge um ihre Existenz hatte durchkämpfen müssen, einer Gesellschaft entzogen, die sie oft durch

ihre Zudringlichkeit, Roheit und Ungebundenheit verachten gelernt, trat sie mit einem Male in eine im Vergleich glänzende Sphäre, in eine Lage, die ihr erlaubte, alle ihre Bedürfnisse reichlich befriedigen zu können, in eine Umgebung, die äußerlich so wohlanständig aussah, daß sie der besten glich.

Aber diese günstigen Verhältnisse wurden Theresens Verderben. Wie es sich bereits während ihres Umganges mit dem Grafen Arthur herausgestellt, ja wie es bereits der erste Schritt zu ihrer Selbstständigkeit, ihre Flucht aus dem väterlichen Hause, verrathen; so war Therese keiner tiefen, großen Empfindung fähig; es war bisher die Frische der Jugend gewesen, die ihrem Thun eine wärmere Färbung, und ihren Handlungen einen leidenschaftlicheren Stempel aufgedrückt.

Im Grunde hatte Therese kein Herz, und das Tasten ihres Gefühls war das Heraufdämmern eines Ehrgeizes, der sich anfänglich so bescheiden in ein künstlerisches Sehnen verbarg. Nach und nach, im Laufe der Begebenheiten und durch den Wechsel der Verhältnisse, prägte sich ihr innerlichster Charakter schärfer aus; wie überhaupt erst mit dem Eintritt in die große Welt unser Wesen seine echte Prägung erhält. In der Stille der Zurückgezogenheit, in einer

Umgebung und an Orten, wo Geburts- und Sterbefälle zu den bemerkenswerthen Ereignissen für die Gesammtbewohner gehören, kann mit einem Menschen in Betreff des Charakters nie eine große Umwandlung vor sich gehen; die Einflüsse fehlen, die dazu unerläßlich. Es ist da nichts vorhanden, was in einer bedeutenden Stadt die Augen blendet, das Herz verführt, die Sinne herausfordert.

Eine Flucht wie die Theresens gehörte zu den seltensten Ausnahmen, und im Grunde war die Veranlassung nur der erste Schritt zu einer Umwandlung, die gewiß gänzlich unterblieben wäre, sobald ihre Flucht durch irgend ein Dazwischentreten verhindert worden. Es ist mehr als zweifelhaft, daß sie einen zweiten Versuch gewagt hätte.

Aber wie der Mensch auf der Bahn, die er einmal eingeschlagen, immer weiter geht, wie nach und nach, durch äußerliche Eindrücke und größere Ereignisse, unsere Empfindungen zunehmen und aus einer von diesen ein ganzes Heer anderer, darunter die widerstreitendsten, herauswachsen: so geschah es auch bei Therese.

Ohne es sich vielleicht selbst zu gestehen, wurde ihr der künstlerische Beruf Nebensache, der warme Impuls, der sie auf die breterne Welt getrieben,

erkaltete mehr und mehr; es stellte sich heraus, daß sie der äußere Flitterprunk geblendet und angezogen, daß ihr der heiße Herzschlag für die Kunst fehlte, der das echte Talent kennzeichnet; von dem verzehrenden Drang und der gluthvollen Begeisterung des Genie's gar nicht zu reden.

Ihre Vorliebe für Prunk und Glanz trat entschieden an den Tag; damit sind Eitelkeit und Gefallsucht immer verbunden.

Es wurde ihr von allen Seiten gehuldigt; ihr Ohr sog das ungewohnte Gift der Schmeichelei ein; sie hörte, daß sie schön, liebenswürdig, geistreich sei, und das von Männern und selbst Frauen, denen sie um so williger zu glauben geneigt war, als diese ihrer Stellung nach zu den bessern und sogar bevorzugten Ständen gehörten . . .

Aber es war das Interesse, das in diesen Menschen Therese belagerte — sie war der Schützling des Herzogs, auf dem Wege seine Maitresse zu werden.

Es kam dazu. Der Herzog, ein Weltmann durch und durch, war klug genug, ihr keine Anträge zu machen, so lange er noch einen Widerstand in ihren jugendlichen, durch eine bürgerliche Erziehung genährten Reminiscencen zu befürchten hatte; er nährte

ihre Neigung zur Pracht, er gab ihr eine fürstliche Einrichtung, hielt ihr eine zahlreiche Dienerschaft, Pferde und Wagen.

Theresens hochmüthige Neigungen entwickelten sich rasch; ihr Fall hatte sie nichts mehr gekostet als ein Erwachen unter Thränen, durch reiche Geschenke ihres fürstlichen Geliebten verwandelten sie sich bald in ein Lächeln.

Wenn die Menschen anfangen zu sinken, dann sinken sie schnell . . .

Therese versäumte dabei nicht, ihren Geist und ihre Kenntnisse auszubilden. Sie hielt sich verschiedene Lehrer, und bei ihren reichen natürlichen Anlagen gewann sie schnell. Es geschah dieß etwa nicht aus lauterem Drange, aus Bedürfniß; es war nur wiederum die Eitelkeit, die sie veranlaßte, sich Kenntnisse anzueignen, die sie bei Andern bemerkte, denen sie nicht nachstehen wollte. Auch fühlte sie mit dem besonderen Instinct des Weibes, der sich in Gutem und Bösem bemerkbar macht, daß ihre geistige Ausbildung ein Reizmittel mehr sei, die Männer an sich zu fesseln.

Der Herzog empfand für sie wirklich mehr, als bei seiner bekannten Unbeständigkeit vorauszusetzen gewesen; er erfüllte verschwenderisch alle ihre Wünsche,

und zuletzt, als er sich darin beinahe erschöpft hatte, erhob er sie, auf ihr heißes dringendes Verlangen — in den Adelstand.

Bei der Wahl des Namens war er liebenswürdig und galant genug, auf den Ort Rücksicht zu nehmen, wo er zuerst ihre Bekanntschaft gemacht. — Therese wurde Baronesse von Hellborn. —

Mit dieser Ernennung, die sie in Entzücken versetzte, verschwand der letzte Rest der Erinnerung an ihre Vergangenheit, die nur noch hie und da mahnend an sie herangetreten. Das Vergnügen beseelte sie vollständig. Dahin rechnete sie namentlich das Reisen, dem der Herzog regelmäßig im Jahre mehrerere Monate widmete.

Sie sah in seiner Begleitung Italien, den größten Theil Deutschlands, London und Paris. Hier war es, wo sie in einer Stunde, die sie mit Lectüre ausfüllte, nach dem ersten besten Buche griff und zufällig das Märchen aufschlug, das den Titel ‚Herzblut' führte. Angelockt durch die Ueberschrift, las sie es bis zu Ende . . .

Zweites Capitel.

Der Herzog, der das erste Stockwerk des Hauses bewohnte, in welchem Therese das zweite inne hatte, und das er für die Dauer ihres Aufenthaltes in Paris gemiethet, indem er es nicht liebte längere Zeit in einem Hôtel zu wohnen, kam und forderte die nunmehrige Baronesse Hellborn zu einer Spazierfahrt durch die Straßen der Weltstadt auf.

Schnell war die Baronesse bereit. Das Buch mit dem hübschen Märchen flog in eine Ecke und war vergessen. —

Es ist sehr angenehm, von herrlichen Pferden gezogen in einem eleganten Wagen zu sitzen, vor sich den reichgallonirten Kutscher und Bedienten, und herab auf das drängende Gewühl zu blicken. Wer das auch nicht von Jugend auf gewöhnt ist, lernt doch sehr bald ein gewisses Uebergewicht empfinden über die gemeine Art, sich viel zu Fuße zu bewegen. Es ist für die mit Reichthum verbundene Eleganz, die sich ihres Vorzugs recht bewußt, ein unerquicklicher Gedanke, mit und unter Allen einherzugehen; man ist so sehr der Gefahr ausgesetzt, an Jemand anzustoßen, der möglicherweise einen durch schmutzige

Arbeit üblen Rockärmel trägt; an einen Andern, der geschäftseilig die Regeln der Höflichkeit vergißt.

Baronesse Hellborn betrachtete die Menge, die neben ihrer Equipage sich drängte und einherging, wie man etwa einen Ameisenhaufen betrachtet, der uns durch sein emsiges Treiben anzieht, dessen nächste Berührung man aber vermeidet.

In eine Ecke des mit blauem Sammt ausgeschlagenen Wagens zurückgelehnt, machte sie ungeachtet ihres vortrefflichen Gesichts vielfachen Gebrauch von einem reichen goldenen Lorgnon. Wurde sie beobachtet, was bei ihrer Schönheit öfter geschah, hatte sie die Manier der Vornehmen, die es so meisterhaft verstehen, über Alles gleichgültig hinwegzusehen, und doch Alles bemerken. Ueberhaupt bestrebte sie sich Art und Weise hochgestellter Damen sich anzueignen, was sie freilich nur aus der Ferne thun konnte, da ihr ein näherer Umgang mit ihnen versagt war. Doch war sie in ihrem Glücke zu neu und davon zu sehr berauscht, als daß sie diesen schlimmen Umstand besonders gefühlt hätte.

Am Abend desselben Tages fuhr sie in den Circus. Der Herzog, der incognito reiste und sich in einer Stadt wie Paris, wo der Einzelne unter Hunderttausenden unbemerkt verschwindet, glaubte völlig

frei benehmen zu können, befand sich mit Therese in ein und derselben Loge.

Das Auditorium war glänzend und zahlreich, ein reicher Kranz von Damen erfüllte die ersten Plätze des Hippodroms. Indeß wurde Baronesse Hellborn sehr bald die allgemeine Aufmerksamkeit und hauptsächlich der Männer. Ihre gewählte reiche Toilette, die wahrhaft blendende Schönheit ihrer Züge, die Anmuth der Gestalt, verdienten diese Huldigung, die ihr aber bereits so gewohnt geworden, daß sie wie einen schuldigen Tribut sie hinnahm. Die Zeit war vorüber, wo sie erröthete, wenn man sie beobachtete . . .

Der Vorstellung schenkte Baronesse Hellborn anfänglich nur eine geringe Theilnahme, wie sie denn überhaupt durch den Besuch des Hippodroms nur der allgemeinen Mode huldigte, die damals die gute Gesellschaft allen andern Vergnügungen die Productionen des Circus vorziehen ließ.

Die sogenannte gute Gesellschaft, der Reichthum und vornehme Adel, der Alles zu Gebote steht, gehorcht in dieser Beziehung einem Instinct, der Alle gemeinsam ergreift, ohne daß sie sich verabreden; und bald finden sie sich sämmtlich in allen Concerten, bald in einem bestimmten Theater, oder an einem

andern Orte ein, der ihren Intentionen entspricht. Die Mode übt auch hier ihre geheimnißvolle Gewalt aus und ersetzt, was in anderer Sphäre lediglich Sache der Neigung bleibt.

Indeß verdiente dießmal der Director des Circus den zahlreichen und vornehmen Besuch, was nicht immer der Fall war; seine Pferde zeichneten sich durch große Schönheit und gute Dressur aus, die Costüme waren glänzend; mehrere Mitglieder der Gesellschaft künstlerisch hervorragend, wenn es überhaupt erlaubt ist, eine Art der Vorstellung, die das Geistige ausschließt und mehr auf Uebung und mechanische Fertigkeit basirt, eine Kunst zu nennen.

Mit einiger Spannung wurde das Debut eines neuen Mitgliedes erwartet; der Director hatte nicht verfehlt, auf Herrn Marc Aurel im Voraus aufmerksam machen zu lassen.

Wie das bei Kunstreitern üblich, wurde derselbe, bevor er auf den Schauplatz trat, dem Publicum durch den Stallmeister der Gesellschaft angekündigt.

Die Barrieren, die in das Innere des Circus führten, blieben, gegen die Regel, geschlossen. Auf einem sattellosen Pferde, freistehend, im vollen Lauf, sprengte Marc Aurel darüber hinweg . . .

Diese Kühnheit überraschte und entsetzte; ein Beifallssturm scholl durch die Räume . . .

Der verwegene Reiter jagte dahin; der Leib des Pferdes berührte fast die Erde; er blieb unerschüttert, mit verschränkten Armen, in seiner Stellung.

Ein Dutzend Reifen wurden gebracht: rückwärts sprang Marc Aurel hindurch, wieder auf das Pferd, das brausend vorwärts rannte . . .

Er wiederholte das Schauspiel mit fünfzig Papierscheiben; ohne nur einmal abzusetzen, bahnte er sich durch dieselben eine Gasse. . . .

Man führte zwölf andere Pferde vor; wie ein Pfeil schoß er mehreremal durch die Runde . . . . dann, ein einziger furchtbarer Sprung — unversehrt kam er wieder auf den Rücken seines Thieres zu stehen . . .

Der Beifall wurde betäubend und wollte nicht enden. Kalt, ohne eine Miene zu verändern, verbeugte sich Marc Aurel.

Er ritt noch einmal durch die Runde, langsam, im Schritt, und ließ sein Pferd verschnaufen. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, er schien es nicht zu bemerken und nur mit seinem Thiere beschäftigt, dem er bald den Hals streichelte, bald etwas

schmeichelnd zuflüsterte ... Seine Erscheinung hatte etwas Ungewöhnliches, Fremdartiges, was man erst jetzt vollständig beobachten konnte. Ganz schwarz gekleidet, ohne die geringste Verzierung, abweichend von der gewöhnlichen Weise der Kunstreiter, sich mit Flitterprunk zu überladen, mußte er schon dadurch auffallen. Aber das blaße, männlich schöne Gesicht, über dem es wie ein Trauerflor lag, und dessen Mienen sich nie veränderten, selbst jetzt nach so großen Anstrengungen nichts davon verriethen; das dunkle herabwallende Haar, das tiefschwarze große Auge, das immer ruhig vor sich hinblickte; alles das und seine gedrückte, gebeugte Haltung bei kräftiger Gestalt, die nur dann etwas Gebietendes, Stolzes annahm, wenn er auf dem Pferde stand, erweckten ein ungewöhnliches Interesse.

„Er sitzt zu Pferde, als hätt' er seine Kühnheit eben begraben," äußerte der Herzog zu seiner Begleiterin, die ihr Glas von der Gestalt des Kunstreiters nicht abwendete.

„Oder er trauert, daß er stärker war, als der Tod," antwortete Baronesse Hellborn, mit Bezug auf die Gefährlichkeit der Productionen. „Mir ist als suchte er diesen." — Sie fuhr fort Marc Aurel zu lorgnettiren, dessen ganze Erscheinung auch auf sie

einen höheren Eindruck machte, als sie seit langem empfunden. Ohne sich von einem bestimmten Gefühl Rechenschaft geben zu können, wurde der Wunsch in ihr rege, mehr von seinem Schicksal zu wissen, seine Vergangenheit zu erfahren. Aus diesem Antlitz sprach etwas zu ihr, eben so geheimnißvoll als anziehend; in den bleichen ernsten Zügen lag so viel Schmerz als Resignation, so viel Trauer als stille Duldung... Und wenn ein Frauenherz noch so kalt und frostig empfindet, der echte Schmerz eines Mannes wird es nie gleichgültig lassen; und sie haben für diesen ein scharfes Auge ... Es kann natürlich nur von gebildeten Frauen hier die Rede sein ...

Marc Aurel ritt aus den Schranken. An der Ausgangs-Barriere angekommen, sprang er rasch vom Pferde und verbeugte sich gegen das Auditorium. Er ließ dabei — zum ersten Male — das Auge in der Runde schweifen, kalt, ausdrucklos wie immer... doch plötzlich blieb sein Blick auf der Loge der Baronesse Hellborn haften ... er sah schärfer hin... man konnte bemerken, daß er von einer heftigen Bewegung ergriffen wurde, das Auge belebte sich, ein Blitz zuckte daraus hervor und schien die Seele Theresens, auf die er gerichtet, treffen zu wollen ...

Sie erröthete und kehrte sich ab ... Als sie

sich wieder hinwandte, war Marc Aurel bereits von seinem Platze verschwunden . . .

Drittes Capitel.

In einer seltsamen Stimmung kam Therese nach Hause. Sie konnte den Gedanken an den Kunstreiter nicht loswerden, immer kehrte er zu ihm zurück, so viel Mühe sie auch anwandte, ihn zu verbannen. Es war nicht Liebe, nicht Leidenschaft, die sie zu ihm zog; eine unklare Empfindung . . .

Sein Bild verfolgte sie bis in ihre Träume, und zum erstenmale begegnete es ihr, daß sie um eines Mannes willen eine unruhige schlaflose Nacht verbrachte. —

Der Abend fand sie wieder im Circus, ungeachtet der Herzog gewünscht hatte, in die Oper zu fahren. Dieselbe glänzende Versammlung hatte sich eingefunden und, wie Therese leise zu errathen glaubte, nur seinetwegen. Sie konnte den Moment seines Auftretens kaum erwarten. Endlich wurde er angekündigt.

Mit derselben Kühnheit sprengte er in die Schranken, aufrechtstehend, mit verschränkten Armen. Sein

Antlitz war aber noch bleicher wie gestern, unverändert ernst und düster der Ausdruck seiner Züge. Mit entsetzlicher Schnelligkeit jagte er durch die Räume, und kaum vermochte ihm das Auge des Zuschauers zu folgen. Es war, als renne er einen Wettlauf um Leben und Tod . . .

Kein Blick fiel in ihre Loge, wie Therese erwartet; das Auge gesenkt, grad' vor sich hingerichtet stürmte er vorwärts vorwärts in brausender Eile . . .

Alles erstarrte, und doch mochte sich Keiner dem ungewohnten Schauspiel entziehen; man fühlte zugleich mit der Beklommenheit, daß er nicht stürzen würde, so sicher, fest, unbeugsam, war seine Haltung.

Unter einem nicht erhörten Beifallssturm beschloß er den ersten Theil seiner Production. Kalt, unberührt, ohne den Blick zu erheben, dankte Marc Aurel durch eine Verbeugung . . .

„Hat der Mann kein Blut?" rief Therese dem Herzog aufgeregt zu.

„Es scheint so," lachte dieser. „Er jagt dahin wie ein körperloser Schatten, als ritte er mit Dämonen um die Wette. Der Mann ist in der That eine seltsame ungewöhnliche Erscheinung; ich hätte Lust, seine Bekanntschaft zu machen."

Es durchlief die Baronin siedend heiß, und eine

rasche Zustimmung schwebte auf ihren Lippen, sie besann sich aber und wandte sich wieder dem Schauspiele zu, das von Neuem begonnen . . .

Mit derselben Meisterschaft, nur wie es ihr erscheinen wollte, mit noch größerer Verwegenheit als am gestrigen Abend, beschloß Marc Aurel seine Aufgabe. Als er sich entfernte, unter dem Donner eines allgemeinen Beifallssturmes, fiel wieder ein Blick auf sie, aber dießmal blieb er kalt und ruhig, und nichts deutete auf ein Erkennen von gestern.

Dieser Umstand reizte ihre Eitelkeit in eben demselben Grade, wie bereits ihre Theilnahme und Neugierde erweckt worden waren. Sie hätte es gern gesehen, wenn der Herzog seinen Vorschlag erneuert und sie dadurch Gelegenheit bekommen hätte, die Bekanntschaft Marc Aurel's zu machen. Daß sie diese wünschte, mochte sie sich nicht verheimlichen, nur galt es, das schicklichste Mittel aufzufinden. Sie sann hin und her, konnte aber zu keinem Resultate gelangen, wie sie es zu Stande bringen sollte, und der Herzog that ihr den Gefallen nicht, seinen Wunsch zu erneuern. Eines kühnen Entschlußes, wie ihn vielleicht unter ähnlichen Verhältnissen jedes andere Weib gewagt, war die Baronin nicht fähig, und unter allen ihren Dienern war keiner, der ihr

Vertrauen besaß und den sie in ihr Geheimniß hätte ziehen können.

Mit den Hindernissen aber, die sich ihrem Verlangen entgegenstellten, wuchs ihr Begehren, und es wurde ihr ausschließlicher Gedanke, ihn zu sprechen.

Marc Aurel selbst indeß schien ausführen zu wollen, wozu ihr der Muth fehlte.

Als sie nach beendigter Vorstellung an der Seite des Herzogs die Loge verließ, begegnete sie im Gedränge den Augen des Kunstreiters. Sie waren scharf auf sie gerichtet, und obgleich sie sich erröthend und nicht ohne Besorgniß vor dem Herzoge abwandte, fühlte sie doch, daß er ihr aus dem Circus auf die Straße folge.

Ihr Wagen fuhr vor . . .

Was sollte sie thun? Sollte und durfte sie Marc Aurel ein Zeichen des Einverständnißes geben, und worin konnte es bestehen? Jedenfalls wollte er ihre Wohnung wissen, ihm diese aber im Moment zu nennen, war unmöglich, und überdieß wäre es nur mit der größten Schlauheit und Vorsicht möglich gewesen, ihn dort zu empfangen. Er selbst konnte in der Dunkelheit ihrem Wagen nicht folgen . . .

Mit diesen und ähnlichen Gedanken im Fluge beschäftigt, ließ sie, im Begriff in den Wagen zu

steigen und mit der stillen Vertröstung, bis zu ihrer morgigen Wiederkehr ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, ihr Taschentuch zur Erde fallen.

Marc Aurel, der sich dicht hinter ihr gehalten, sprang hinzu, hob das Taschentuch auf, und drückte es lebhaft an die Lippen.

In demselben Augenblicke kehrte sich der Herzog zu ihm, und er war einigermaßen überrascht, den Kunstreiter zu sehen. Auch entging ihm die Bewegung desselben nicht, er fixirte ihn wiederholt, und stieg dann langsam in den Wagen, der rasch davonrollte.

Während des Nachhausefahrens erbat sich der Herzog das Taschentuch der Baronin, indem er vorgab, das seinige verloren zu haben.

Sie mußte sich mit derselben Unwahrheit entschuldigen.

„Sonderbar!“ meinte der Herzog. Mehr sagte er nicht, aber das kleine Wort versetzte Therese doch in einige Unruhe, da sie seine Eifersucht kannte.

In ihrem Hôtel angekommen, während sie gewöhnlich zusammen soupirten, fiel es dem Herzoge ein, gegen seine Geliebte einen Ton anzuschlagen, den sie lange nicht von ihm gehört. Er war zärtlich, zuvorkommend, voll Liebenswürdigkeit, wie in den

ersten Tagen ihrer Bekanntschaft. Sonderbar genug, war Therese sehr wenig geneigt, darauf einzugehen; ihre Gedanken waren abwesend. Sie mußte sich Zwang anthun und duldete die Zärtlichkeiten mehr, als daß sie sie erwiederte. Wurde der Herzog, der diesen Zwang recht gut bemerkte, nun dadurch noch mehr gereizt, oder war es Absicht, kurz er überhäufte sie in eben demselben Grade wie ihre Kälte zunahm, mit den zärtlichsten Liebkosungen, als wär' es die erste Stunde, wo sie ihre Herzen und Schwüre eingetauscht.

Voll Feuer, das vielleicht eine Fülle von Sarkasmus verbarg, dem er sehr huldigte, äußerte er: „Wahrhaftig, ich könnte Dich aufessen vor Liebe! Welche Augenblicke der Mensch hat, und was die Erinnerung nicht thut! Ich denke gerade daran, wie ich Dich das erstemal sah. Du warst verzweifelt hübsch, und meine stolze Nachbarin wollte das gar nicht hören, als ich es oft genug versicherte. Wir haben nun Beide unser Glück gemacht; Du, indem Du Baronesse geworden, eine vornehme Dame, ich — nun, mein Glück besteht eben in Deiner Liebe. Welche Dauer versprichst Du wohl dieser? Ich denke mir die Ewigkeit zu kurz im Vergleich . . . Du antwortest nicht?“ . . .

Therese war peinlich berührt, und zum ersten

Male klang ihr, was er sagte, wie eine Beleidigung; obwohl sie diesen Ton, der zuweilen an das Cynische streifte und der aus der allgemeinen Nichtachtung gegen Frauen entsprang, die der Herzog im Grunde seiner Seele und durch zu viele leicht gewordene Erfolge vielleicht einigermassen dazu berechtigt, hegte, hätte gewohnt sein müssen. So scharf war ihr der Ton aber noch nie aufgefallen; sie antwortete nicht.

Der Herzog fuhr lachend fort: „Was mag Dein erster Liebhaber machen? Denkst Du noch zuweilen an ihn?“

„Wen meinen Hoheit?“ fragte Therese verletzt, und immer weniger im Stande, einen vertraulichen Ton anzuschlagen.

„Wen? den Grafen Arthur von Rössingg.“ — Sein Blick ruhte durchdringend auf ihr; sie hielt ihn ruhig aus . . .

Der Mann hat zuweilen Stunden, wo er mit einer Art von rohem Behagen die Vergangenheit aufwühlt, und alles das, was ihm einst ein geliebtes Wesen an Qual und Pein bereitet, was seine Eifersucht erweckt, mit einer fast dämonischen Lust zur Sprache bringt. Herb, in die Seele schneidend geschieht es, und der Schmerz des Weibes, der eigene selbst wird nicht geachtet . . .

„Der Graf ist Diplomat geworden," lachte der Herzog — „Diplomat, obgleich er in dem Verhältniß zu Dir für diese Carriere nur geringe Fähigkeiten an den Tag legte. Gott sei Dank! daß er nicht in meinen Diensten steht . . . Aber Du bist kalt, kalt wie Eis; fühlst Du nicht, daß ich glühe? Du solltest es auch!"

Wie ein Commandowort klang, was er sagte. Therese empfand Etwas von einer Schmach, die ihr zugefügt wurde, und wehrte die Hände ab, die die ihrigen erfassen wollten.

„Weib!" rief der Herzog mit funkelnden Augen. „Baronin von Hellborn, vergessen Sie nicht, daß Sie zu gehorchen haben!"

„Wem?"

„Tolle Frage! Mir! Das Eis für die Andern, für mich die Gluth!"

„Mein Gott!" Sie sprang von seiner Seite auf. Er ihr nach, faßte sie am Arm und knirschte zwischen den Zähnen: „Wohin, wenn's beliebt? Hier geblieben! Ich will die Marionette aufziehen, bis sie gehorsam wird. Ich gebiete Dir: nicht so frostig, Weib! Du bist doch, beim Teufel, sonst nicht so zurückhaltend! Ist Deine Gluth so schnell verlodert?"

Er zog sie gewaltsam an sich . . .

„Aber um Gottes Barmherzigkeit willen —“ flehte sie, vor seinem wilden Wesen entsetzt — „Hoheit, was ist Ihnen? Bedenken Sie die Leute im Vorzimmer . . . den Lärm im Hause . . .“

„Den Lärm . . . im . . . Hause . . . “ wiederholte er abgebrochen murmelnd, während er sie in den Armen hielt . . . „Ja, ja . . . Du hast . . . recht!“ . . .

Aengstlich, zu Tode erschrocken beobachtete sie ihn . . . Sein noch eben furchtbar geröthetes Antlitz wurde todtenbleich, die Augen schloßen und hoben sich, seine Brust wogte auf und nieder . . . schlaff sanken die Arme herab . . . ohnmächtig brach er im Sopha zusammen . . .

Therese, sich über ihn werfend, schrie nach Hilfe.

Er winkte ihr mit der Hand zu schweigen, und stammelte mühsam: „Wasser! Wasser auf die Stirn, um Gotteswillen!“ . . .

Sie that, wie er befohlen . . . langsam erholte er sich. Seine Augen irrten suchend umher und blieben zuletzt auf Therese haften, die in unsäglicher Angst vor ihm niedergekniet war und sein Haupt zu stützen suchte.

Schon einmal hatte sie diesen grauenhaften Auftritt erlebt, schon einmal war sie davon bis in's

Mark erschrocken . . . Sie hatte seitdem immer vermieden, den Zorn des Herzogs zu reizen, da aus diesem sein fürchterlicher Zustand entsprang, wie ihr sein Arzt auseinandergesetzt, indem er noch hinzugefügt, daß der Herzog selbst jede Veranlassung vermeiden müsse, einen Anfall heraufzubeschwören, der einmal plötzlich seinen Tod zur Folge haben könne.

„Sein Zustand," erklärte der Arzt, „hat einen sehr einfachen Grund, oder vielmehr, er datirt von einem sehr einfachen Ereigniß. Es ist ein Räthsel für die menschliche Natur, und unsere Wissenschaft hat dafür kein Heilmittel, nur Vorschläge, wie dieser Zustand gelindert werden kann."

Er erzählte hierauf, wie der Herzog auf seinen vielen Reisen, noch bevor er zur Regierung gekommen, auch Südamerika besucht, und eines Tages in Chili, nach einer höchst beschwerlichen anstrengenden Wanderung, von der Gluth der Sonne fast versengt, lechzend nach einem Trunk Wasser, der nicht zu haben, mit seinen beiden Begleitern an einen kleinen Fluß gelangt war. Man kann sich die Freude der erschöpften Reisenden vorstellen! Rasch, ohne weitere Ueberlegung, voll Begierde nach einer Erfrischung, stürzte sich der Herzog, erhitzt wie er war, in den Fluß, der sich im Schatten eines Gehölzes

dahinschlängelte. Das Wasser war eiskalt und hatte zur Folge, daß der Herzog von einem heftigen Fieberanfall betroffen wurde, der periodisch wiederkehrte und sich nachträglich in einen Zustand verwandelte, der in seinen Symptomen etwas Furchtbares, Irres zeigte; die Reaction der Nerven hatte ihn herbeigeführt. Später wurden diese Anfälle immer seltener, und nur im höchsten Affect wiederholten sie sich noch; die ärztliche Kunst reichte zu ihrer vollständigen Beseitigung nicht aus . . .

Es war natürlich, daß der Herzog diesen krankhaften Zustand zu verheimlichen suchte, da er sehr wohl wußte, welche Symptome ihn begleiteten; da aber Niemand so ganz Herr seiner selbst ist, daß er zu jeder Stunde über sich wachen kann, so überraschte ihn nicht selten ein solcher Anfall gerade wo er am unerwünschtesten kam; und daß zuletzt, als diese Zustände immer seltener wurden, er ganz darauf vergaß, war wohl eben so natürlich . . . Sie dauerten zudem niemals lange, und zogen bloß eine große Erschöpfung nach sich, keine weiteren üblen Folgen, wie anfänglich die Aerzte befürchtet . . .

Auch in dieser Stunde verlief der Anfall in dieser Weise. Der Herzog erholte sich bald, blieb aber ermattet auf dem Sopha liegen und starrte

Therese mit einem jener Blicke an, die zwischen Traum und Wachen kämpfen.

Sie betrachtete ihn immer noch ängstlich, aber diese Aengstlichkeit war eher eine feindselige als theilnehmende. Sein Zustand hatte sie erschreckt und mit Widerwillen erfüllt, mit einer Abneigung, die durch die Umstände, wie er hervorgerufen, zu einem hohen Grade erwuchs. Ihre Eigenliebe war tief verletzt, ihre Person beleidigt, und kein Weib, mag sie auch sonst gesunken sein, wird das vergeben . . .

Sie hatte kein Wort des Mitleids oder Trostes; sie wartete ab, bis er zu sprechen anfangen würde.

Es geschah nach einer Pause. Er sagte: „Wir Menschen bleiben doch Schwächlinge in Allem; ein Paar Nerven werden angestrengt, und gleich wollen sie reißen! Ein kaltes Bad, und solche Folgen! Es ist, als hätt' ich die Sonne, die damals meinen Körper zusammendörrte und die ich, verlechzend nach Erquickung, im Wasser abkühlen wollte, in meinem Hirn aufgefangen, damit sie dort rase und mich quäle. Dieses versengende Feuer, das brennende Verzehren in solchen Augenblicken — die Pest und das kalte Fieber Südamerika's darüber! . . . Und diese erbärmliche Wissenschaft der Aerzte! Was auf der

Oberfläche schwimmt, was das auch nicht eingeweihte Auge sieht und erkennt, dafür haben sie Heilmittel die Hülle und Fülle, vor etwas Besonderem stehen sie aber gleich den Uebrigen still und zucken verwundert die Achseln. Das Leben kann am Ende Niemand aufhalten, das ist richtig, aber so denken, wenn man einen kranken Leib mit Medicamenten vollfüttert, das ist schändlich . . .

Er murmelte noch Etwas in einem Anfluge von wiederkehrendem Zorn vor sich hin, dann wandte er das Auge von Therese ab und setzte hinzu: „Gieb mir die seidene Decke dort von Deinem Bett, mich fröstelt . . .“

Sie gehorchte und breitete sie über ihn aus . . . Sein Gesicht gewann bald wieder einige Farbe, aber er fühlte sich doch zu erschöpft, um ein Gespräch fortzusetzen, das er gern zu Ende geführt hätte. Nach einer halben Stunde, während der von beiden Seiten nicht gesprochen wurde, warf er die Decke von sich, sprang rasch auf und klingelte einem Diener, der ihn nach seinem Zimmer geleiten mußte.

Sein Abschied war wie gewöhnlich, höflich aber gleichgültig; er fand kein Wort der Entschuldigung gegen Therese, obwohl, wie er sich selbst sagte, sie allen Anspruch darauf hatte. Diese Art von Begegnung

in ihrem Verhältnisse, ohne eine Spur von Zärtlichkeit, die bloße Gewohnheit, und ein Verhalten, wie es etwa zwischen einem Käufer und Verkäufer oder zweien Contrahenten obwaltet, hatte immer zwischen dem Herzog und Therese geherrscht; die glatte höfische Form, der Tact der Vornehmen, der sie nie roh erscheinen läßt, hatte darüber einen Schimmer ausgebreitet, der die ganze Nichtigkeit und Häßlichkeit eines solchen Bündnisses verschleierte und gewissermassen verschönerte . .

Zum ersten Male wurde Therese über ihre verwerfliche Stellung zum Nachdenken bewogen. —

Viertes Capitel.

Am andern Morgen faßte der Herzog, eben so unerwartet als plötzlich, den Entschluß, Paris zu verlaßen. Er kam zur Baronesse Hellborn, um sie davon in Kenntniß zu setzen, und stellte es ihr anheim, ihn zu begleiten oder ihn in Paris zu erwarten, bis er zurückkehren würde.

Auf die Frage, wohin er zu reisen gedenke, nahm er auf seinen gestrigen Anfall Bezug und äußerte: „Ich will auf vierzehn Tage, vielleicht drei

Wochen, nach Boulogne, dort die Seebäder zu nehmen. Es ist gerade noch Zeit, und ich denke, daß sie mir gut thun werden. Bestimmen Sie, Baronesse, ob ich das Vergnügen Ihrer Begleitung haben soll."

Er war in diesem Augenblicke ganz der Cavalier, der zu seiner Dame redet, voll rücksichtsvoller Artigkeit und Galanterie; ein Benehmen, das er stets beobachtete, wenn Dritte zugegen waren, und für gewöhnlich selbst in ihrem Hause nicht aus den Augen setzte.

Therese konnte sich nicht sogleich entscheiden und zögerte mit der Antwort. Sie dachte an Marc Aurel und die günstige Gelegenheit, die sich nun darböte mit ihm zusammenzukommen, wenn sie allein in Paris zurückbliebe; doch wagte sie auch nicht diesen Wunsch laut werden zu lassen, da sie keinen genügenden Grund anzugeben wußte, die Begleitung des Herzogs abzuschlagen. Dieser mochte fühlen, daß sie nur ungern nach Boulogne gehen würde, oder es auch vorausgesetzt haben, und äußerte zuvorkommend: „Allerdings ist es ein Opfer, das ich von Ihnen fordere, mir zu folgen, und da ich zudem in dem Seebade kaum denken kann, für die Genüsse von Paris, denen ich Sie entziehen würde, eine Entschädigung aufzufinden, so möchte ich selbst

dafür stimmen, daß Sie bleiben. Genießen Sie die Vergnügungen der Weltstadt. Damit Sie indeß nicht ganz auf mich vergessen, so werde ich Ihnen einige Aufträge ertheilen, die Sie wohl die Güte haben, für mich auszuführen. Das Nähere erfahren Sie in den Nachmittagsstunden, wo ich Jemand zu mir bestellt, der Ihnen dabei behilflich sein soll."

Therese wußte ihm wirklichen Dank für dieses zarte Entgegenkommen, das so sehr ihrem innersten Wunsche entsprach, und mit Heiterkeit erwartete sie den Nachmittag, wo sie weitere Erklärungen erhalten sollte. Für den Abend war die Abreise des Herzogs bestimmt und dazu bereits Alles georbnet.

Wie fühlte sie sich aber überrascht und zugleich erschreckt, als der Fürst mit Marc Aurel in ihr Zimmer trat. Sie wollte ihren Sinnen nicht trauen und wurde so verwirrt, daß sie fast vergaß, die Begrüßung der Herren zu erwiedern.

Der Herzog that, als bemerkte er ihre Verwirrung nicht, und stellte der Baronin, ohne ihren Stand und Namen zu nennen, den Kunstreiter mit den Worten vor: „Herr Marc Aurel, von dessen ausgezeichneten Kunstleistungen Sie mit Bewunderung und, wenn es mir erlaubt ist hinzuzufügen, mit verdienter, gesprochen."

Mit ungezwungenem Anstand, ohne aber eine Veränderung in seinen düstern Mienen merken zu lassen und ohne etwas auf die Worte des Herzogs zu erwiedern, verbeugte sich Marc Aurel.

Die Baronin hatte Mühe sich zu fassen, wagte aber noch immer nicht ihn anzusehen. Der Herzog fuhr fort: „Es handelt sich um den Ankauf von Pferden, den ich beabsichtige, und den ich in der Zwischenzeit, wo ich mich in Boulogne befinde, hier abgeschlossen zu sehen wünsche. Mein Secretair, der zurückbleibt, ist von Allem unterrichtet, und eben so hat Herr Marc Aurel bereits die Güte gehabt, mir seine Hilfe und Kenntniß zuzusagen; doch wünschte ich, daß namentlich Sie —" er sprach mit Therese, schien sie aber geflissentlich nicht nennen zu wollen — „dem Abschluße des Geschäfts Ihre Sanction ertheilen. Und nun —" setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, während welcher er einen beobachtenden Blick über Beide, den Kunstreiter und die Baronin, gleiten ließ — „werden Sie mich einen Augenblick entschuldigen; ich kehre sogleich zurück."

Er ging, sich kurz verbeugend, aus der Thüre.

Einer der peinlichsten Momente trat für Therese ein. Sie vermochte noch immer nicht, den zu Boden gesenkten Blick aufzuschlagen, und die Art,

wie sie von dem Herzoge vorgestellt worden, ohne Nennung ihres Namens und Standes, hatte nur ihre Verwirrung erhöht. Jedem Andern gegenüber, würde sie nicht eine Secunde lang ihre Unbefangenheit verloren und sich gleich zurecht gefunden haben, ungeachtet ihrer zweideutigen Stellung; vor Marc Aurel aber fühlte sie eine Muthlosigkeit, gemischt mit Beschämung, wie sie noch nie gekannt. Wohl sagte sie sich im Stillen, es ist nur ein gemeiner Kunstreiter, der Dir gegenübersteht, ein Mensch, der von dem lebt, was Du und Deinesgleichen bezahlen — aber, ohne daß sie dem eben so neuen als peinlichen Gefühl, das sie erfaßt, eine Bezeichnung zu geben wußte — das Weib war in ihr erwacht, der Verlust ihrer Ehre mahnte sie bei dem Anblick eines Mannes, der einen ungewöhnlichen Eindruck in ihr hervorgerufen.

In solchen Augenblicken kommt nicht in Betracht, wer und wie der Mann sei; das Weib sieht sich in ihm, und es ist unter beiden Geschlechtern gemein, zumeist jedoch diesem, daß es sich möglichst vollkommen erblicke. Die verlassene Tugend rächt sich dann in herber Weise ....

Marc Aurel stand ruhig an seinem Platze, keine Bewegung an ihm verrieth, daß er mehr empfinde,

als die größte Ehrerbietung. Sein Auge haftete wohl auf ihrem Antlitz, doch hätte nur ein sehr aufmerksamer Beobachter aus diesem tiefen Dunkel herauslesen können, daß eine verhaltene Leidenschaft in ihm wohne . . . . .

Er sagte, als Therese noch immer schwieg, mit einer ungemein wohlthuenden sonoren Stimme: „Das Glück kommt mir in einem Auftrage entgegen, da ich es am wenigsten vermuthet. Ob es aber auch von Dauer sein wird? Ich habe noch nicht erfahren, binnen welcher Zeit ich Alles zu Ende gebracht haben muß.“

Therese schrak auf's Neue zusammen; der Ton dieser Stimme klang ihr bekannt, als hätte sie ihn bereits gehört. Aber wie und wo? Es war wohl nur eine Täuschung, doch die Frage bewirkte mindestens so viel, daß sie all' ihren Muth zusammennahm und, das Unpassende der Situation erkennend, mit Fassung erwiederte: „Davon bin ich selbst noch nicht unterrichtet, jedenfalls bleiben uns vierzehn Tage zu den Geschäften.“

Sie bot ihm einen Stuhl, und gewann es über sich, seine Erscheinung zu mustern. Er war schwarz gekleidet, in einen bis an den Hals zugeknöpften Frack, ernst und düster, das Antlitz bleich, wie immer . . .

Er äußerte, wie es schien mit einiger Ueberwindung: „Ihr Herr Gemahl wird die Zeit in Boulogne zubringen?“

„Mein Ge—“ sie stockte und wechselte die Farbe. „Ich bin nicht vermählt,“ erwiederte sie endlich kaum hörbar.

Es war, als zuckte ein heller Strahl über sein Antlitz, und er erwiederte: „Ich muß um Verzeihung bitten, man hat mich von nichts unterrichtet, nicht, wohin und zu wem man mich führt. Von einem Herrn in einem Wagen abgeholt, brachte man mich hierher. Doch, gnädige Frau, es ist ein peinliches Gefühl, nicht zu wissen, wem man sich gegenüber befindet; wenn es nicht allzu kühn erscheint, so möchte ich es wagen, Sie um eine Aufklärung zu bitten.“

„Man hat Ihnen nicht gesagt, zu wem man Sie bringt?“ fragte Therese erstaunt und nicht wissend, ob sie sich darüber freuen oder betrüben sollte.

„Nein,“ bestätigte er.

„Und wie sah der Herr aus, der Sie hierher begleitet?“

Marc Aurel beschrieb ihn, und Therese rief aus: „Ah, der Secretair des Herzogs!“

„Des Herzogs?“

„Allerdings," stotterte sie verwirrt. „Ich kann mir gar nicht erklären, warum man Ihnen das verheimlicht. Seine Hoheit, der Herzog von W . . . . ist es, der sie mit einem Auftrag beehrt."

„Der Herzog von W . . . . ?" wiederholte Marc Aurel langsam, wie abwägend, und mit einem seltsamen Blick . . . . „Und nicht Ihr Gemahl?" setzte er wie halb unbewußt hinzu . . .

„Nein," entgegnete sie, vor dem seinigen das Auge senkend. „Ich bin die Baronesse von Hellborn."

„Von Hellborn?"

„Warum fällt Ihnen der Name so auf?"

„Er erinnert mich an einen Ort, der so heißt."

„Wenn es derselbe ist, der hart an der W . . . .'schen Grenze liegt, so kenn' auch ich ihn; ich habe daselbst einen Sommer verlebt." — Und froh, einen Gegenstand gefunden zu haben, der sie von einem peinlichen Punct des Gespräches ableitete, erging sie sich in einer lebhaften Beschreibung des Ortes. Natürlich vermied sie dabei Alles, was ein Licht auf ihre früheren Verhältnisse werfen konnte; doch wurde ihr Befremden abermals wach gerufen, als sie die Frage aufwarf: „Sie waren in jener Gegend?" und Marc Aurel ausweichend antwortete: „Ich weiß, Hellborn grenzt an die Güter des Grafen von Rößingg."

Der Name, schon gestern einmal gehört, weckte eine Fluth von Erinnerungen in ihr auf, und scheu und ängstlich betrachtete sie Marc Aurel, ob er vielleicht mehr wisse, als ihr lieb sein konnte. Undurchdringlich ernst ruhte aber sein Auge auf ihr und nichts in seinen Mienen deutete auf ihre Befürchtung. In diesem Moment war es indeß auch, daß ihr zum ersten Male auffiel, wie Marc Aurel sich der deutschen Sprache bediente, und ohne einen Anflug von fremdartigem Accent; ein Umstand, der ihr einen Landsmann verrieth; daß er den Namen Marc Aurel führte, that in der Sache nichts, da Künstler seiner Art nur zu häufig einen andern für die Oeffentlichkeit annehmen.

Sie befragte ihn hierüber und er bestätigte vollkommen ihre Vermuthung. „Ich bin ein Deutscher,“ sagte er, „und der Zufall führte mich einmal durch Hellborn.“ —

Der Eintritt des Herzogs machte der Unterhaltung ein Ende. Er fixirte die Baronin und Marc Aurel, und forderte dann diesen auf, ihm auf sein Zimmer zu folgen, wo er sich ganz mit ihm über den beabsichtigten Ankauf verständigen wollte.

Ceremoniös und achtungsvoll verabschiedete sich Marc Aurel bei der Baronesse . . .

Nach seiner Entfernung tiefaufathmend, fiel eine Last von ihrer Brust; noch nie hatte sie sich einem Manne gegenüber so befangen gefühlt. Sie schrieb das seiner eigenthümlichen, und in der That durch ungewöhnlichen Ernst fast bedrückenden Erscheinung zu, aber diese Zusammenkunft, so plötzlich und unerwartet, gab ihr außerdem reichhaltigen Stoff zum Nachdenken.

Es war ihr, während er sprach, immer, als hätte sie diese Stimme bereits gehört, als wär' ihr dieser klangvolle sonore Ton befreundet gewesen; auch als sie den Muth endlich gewonnen, ihn fester anzublicken, sprach aus seinen Zügen etwas Bekanntes zu ihr, etwas wie eine Mahnung an eine ferne vergangene Zeit . . .

Sie verwarf aber bald den Gedanken an eine frühere Bekanntschaft und glaubte, daß diese unklare Mahnung nur vielleicht aus einer flüchtigen Begegnung entspringe, die bei ihren vielfachen Reisen sehr möglich war. Sie hatte so Vieles gesehen und vergessen, daß auch diese Annahme zu den wahrscheinlichsten gehörte. Dafür peinigte sie aber fortwährend die Art, wie sie sich ihm vorgestellt, der Gedanke, was er wohl von ihr denken mochte, in welches Verhältniß er sie zu dem Herzoge stellte. In gleichem Grade regten sie die Vermuthungen auf, die

sich an den Namen Hellborn knüpften, dem Orte, der auch ihm, Marc Aurel, nicht unbekannt . . .

Indeß hatte Therese das Schlimmste überstanden; die erste Begegnung mit dem Manne, der sie von Anfang an interessirt. Es war der letzte Rest von weiblichem Ehrgefühl, der ihr jene Gedanken und Fragen auferlegte; sie war bereits zu leichtsinnig geworden, in der Macht der schlimmen Gewohnheit zu weit gegangen, um sich Alles länger zu Herzen zu nehmen als die Begegnung gedauert und eine kurze Zeit nach seiner Entfernung. Seiner Bekanntschaft gewiß, fand sie sich bald wieder in ihre frühern Intentionen zurecht, und die Coquette trat an die Stelle des Weibes, das einen Moment vor einem Manne erröthet war; an jene Gedanken reihte sich bald die Sucht, ihm zu gefallen, seine starre Hülle zu durchbrechen, einen Einblick in sein verschlossenes Innere zu gewinnen . . .

Sie lächelte bald wieder und träumte sich eine schöne Zeit, eine wünschenswerthe Abwechslung nach der Abreise des Herzogs . . .

Dabei fiel ihr mit keiner Idee das Benehmen desselben auf, und doch hätte sie daran denken müssen, denn es war gewiß nicht ohne Absicht, was er gethan und wie es geschehen . . .

Fünftes Capitel.

Der Herzog war abgereist. Von der Dienerschaft, die auf seinen Reisen überhaupt niemals bedeutend war, blieben zur Bedienung der Baronesse Hellborn nur ein Diener und eine Kammerfrau zurück, und außerdem der Secretair des Herzogs, der mit Marc Aurel verkehren sollte. Es schien ihm aber der Ankauf von Pferden nicht sonderlich am Herzen zu liegen, wenigstens widmete er diesem Zweck kaum eine Stunde des Tages; die übrige Zeit wandte er an, um die Hauptstadt des Luxus und der Moden in allen ihren Richtungen gründlich kennen zu lernen. Er ließ es sich angelegen sein, alle Theater nach und nach zu besuchen, die berühmtesten Kaffeehäuser und renommirtesten Restaurants, kurz, er verlegte sich auf's Eifrigste auf das Studium des Vergnügens und der Annehmlichkeiten.

Von dieser Seite war also nichts zu befürchten, als Therese darüber nachsann, wie sie am Unbemerktesten die Besuche Marc Aurel's empfangen könnte. Mit ihrer Kammerfrau hatte es gleichfalls geringe Schwierigkeiten, Geld und Geschenke wirkten hier Alles; aber mit dem Kammerdiener, den der Herzog zurückgelassen! Sie hatte diesen Graukopf, wortkarg

und eben nicht allzu freundlich in seinen Manieren, nie leiden mögen, weil sie zu bemerken glaubte, daß er ihr nur gezwungen einen Respect erwies, den sie beanspruchte.

Frauen in zweideutiger Stellung sind in dieser Beziehung, eben weil sie sich selbst nicht sicher fühlen, am Empfindlichsten, und Alles, was sie an jene Zweideutigkeit erinnern könnte, wie zum Beispiel, der Mangel an Ehrerbietung von Seiten der Dienerschaft, ein unzeitiges Lächeln, berührt sie doppelt . . .

Indeß, Therese war einmal entschlossen, ein Abenteuer fortzuspinnen, das sie ungewöhnlich beschäftigte, und dachte, ein oder das andere Mittel wird sich wohl finden, um die Aufmerksamkeit des alten Friedrich — der Name des Kammerdieners — abzulenken, fall's es Noth thun sollte.

Den ersten und zweiten Tag nach der Abreise des Herzogs kam Marc Aurel nicht in ihr Hôtel, sie fehlte aber an beiden Abenden nicht in den Vorstellungen im Hippodrom.

War es nun eine wirkliche aufkeimende Neigung, die sie jedesmal unruhiger und erregter nach Hause zurückkehren ließ? . . Sie hatte, das mindestens war gewiß, keinen anderen Gedanken mehr als Marc Aurel, und kaum konnte sie die Stunde erwarten,

wo er wiederkehren würde. Daß sie ihn aber dann nicht mehr mit einer so mädchenhaften Befangenheit, in einer so verlegenen Weise empfangen wollte, wie das erste Mal, darauf bereitete sie sich vor. Sie konnte sich diese Art nachträglich nicht vergeben, und sann auf wirksame Reizmittel, die düstere Schweigsamkeit Aurel's zu durchbrechen.

Er kam. Es war in der Nachmittagsstunde des dritten Tages. Sie empfing ihn in reizender Kleidung, lächelnd und unbefangen, nicht ohne einen Blick der Befriedigung vorher in den Spiegel gethan zu haben.

Sie war in diesem Augenblick vollendet schön, vielleicht nie schöner gewesen, denn ohne daß sie es wollte, färbte ein leises Roth ihre Wangen, als sie ihm gegenüberstand, und nie ist ein Weib schöner, als wenn ein warmes Gefühl unwillkürlich sich verräth . . .

Marc Aurel mochte das fühlen, denn so sehr er auch strebte, seine äußere Ruhe zu bewahren, sein Auge erglänzte in einem ungewohnten Schimmer.

Sie bot ihm einen Platz neben sich auf dem Sopha, und sagte: „Kommen Sie zu mir von Geschäften zu sprechen? Dazu taug' ich nicht, ein für alle Mal gesagt! Wenn Sie mich besuchen, muß es als Freund geschehen, als Jemand, der mir die Zeit hinzubringen hilft."

„Darf ich es wagen, das zu können?" erwiederte er leise, um das Beben seiner Lippen nicht zu verrathen. „Ich kann wohl niemals auf die Ehre rechnen, von Ihnen, gnädige Frau, als Freund behandelt zu werden."

„Und warum nicht?" fragte sie übermüthig, ihn mit blitzenden Augen fest betrachtend.

„Warum? Seltsam genug, wenn ich Sie daran erinnern muß, daß ich ein Kunstreiter bin."

„Und wie sind Sie das geworden? Erzählen Sie mir etwas aus ihrer Vergangenheit. Ich kann Sie versichern, daß mich die Laufbahn jedes Künstlers interessirt; sie ist in der Regel ungewöhnlich, abweichend von dem glatten Verlauf, der das Bürgerthum charakterisirt. Es gehört immer ein Entschluß, durch besondere Umstände herbeigeführt, dazu, sich aus gewohnter Sphäre herauszureißen, um die unebene — laßen Sie mich es gerade heraussagen — abenteuerliche Laufbahn eines Künstlers zu ergreifen. Jedenfalls gehört ein gewißer Muth dazu."

„Oder auch Ueberstürzung, Uebereilung," bemerkte Aurel mit einem Anflug von schmerzlichem Lächeln. „Wer Alles voraussehen könnte, was ihn erwartet, wenn er sich hinausstürzt in eine unbekannte fremde Welt, der würde weniger hastig seinem Schicksal vorgreifen. Die Kunst ist diese unbekannte Welt,

unbekannt jedem Laien, so sehr er auch Gelegenheit hat, ihr nahe zu rücken. Man muß ihr selbst angehören, um all' das Ungemach zu ermessen, was sie schmeichlerisch und verführerisch verbirgt, und was im Grunde nichts ist, als ein mit Flittern überputztes Blendwerk voll äußerster Hohlheit und nackter Leere. Es ist nicht die Noth und die Sorge um das tägliche Brod allein, mit denen man zu kämpfen hat, man muß sich durchringen durch eine Kette von Neid, Kabale, Verleumdung, Verblendung. Ruhe und Zufriedenheit trägt man zu Grabe mit dem ersten Schritt in den Schauplatz der Kunst. Man hat sich daran gewöhnt, ihr glänzende Tempel aufzubauen, Hallen von marmornen Säulen getragen, die Vergoldung wölbt sich in reicher Decke darüber — aber dennoch fragt Niemand, wie es dem Künstler geht, ob er auch Theil habe an der blendenden Außenseite des Schauplatzes seiner Kunst . . . Das Glück wohnt niemals in der Brust eines Künstlers . . ."

„Das ist eine traurige Weisheit," bemerkte Therese in dunkler Erinnerung an ihre Vergangenheit.

„Um so trauriger, als man sie zu spät erlangt. Man täuscht sich nur zu oft in dem Gefühl, das Einen hinaus treibt vom häuslichen Herd, von der Stille eines geregelten Tagwerkes. Nicht Jeder,

der davon ergriffen wird, hat das Talent, es zu einiger Vollkommenheit in seiner neuen Laufbahn zu bringen; vollkommen wird nie Jemand. Und selbst, wenn Einer das Glück hat, sich über die Gewöhnlichkeit zu erheben, der einmal erwachte Ehrgeiz läßt sich nicht mehr dämpfen und wird zur Folter seiner selbst. Mit der Selbstqual zieht sich das Glück zurück. Heute ein Gott, fühlt man sich morgen so klein, daß kein Winkel der Erde verborgen genug erscheint, um vor den Menschen dahin zu fliehen."

„Aber Ihr Schicksal?" fragte Therese, der es darum zu thun war, etwas aus seinem Leben zu erfahren. „Die Laufbahn eines Künstlers mag ihre Schattenseiten haben, es wird aber auch nicht an Lichtpuncten fehlen; und wie ich mir habe erzählen lassen, ist kein anderer Stand von abenteuerlichen Ereignißen so durchwebt, wie gerade der Ihrige. Der Künstler findet überall Freunde und — sie senkte das Auge — die Frauen fühlen eine gewisse Vorliebe für ihn . . . So sagt man . . ."

Eine brennende Röthe trat für einen Moment auf sein Antlitz, doch schnell verschwand sie wieder, und mit der vorigen Ruhe entgegnete er: „Für den glücklichen Leichtsinn allerdings mag kein anderer Stand so viel Annehmlichkeiten darbieten, ich gebe das zu; doch

wer von Natur zum Ernst geneigt, wer sich nicht unbedenklich in den Wechsel von Zeit, Verhältnissen, Personen und Räumen zu fügen versteht, wer der Sorge nachhängt, wie es morgen wird — für den hat die Kunst nichts Versöhnendes. In den Tagen der Jugend, wo Wünsche und Gedanken so elastisch, da mag es noch angehen für Jeden, aber auch nur für eine gewisse Zeit. Später, wenn der erste Reiz der Neuheit verflogen, an Stelle der Lust und der Begeisterung die Gewohnheit tritt; wenn man ein Handwerker um das tägliche Brod in seiner Kunst geworden, dann kommen Verdruß, Reue, Unmuth, um uns nie mehr zu verlassen . . . Doch Sie wollen ja etwas von mir hören. Kaum weiß ich etwas Besonderes zu berichten."

„Nun, das Wenige!" rief sie ungeduldig.

Er schien sich einen Augenblick zu bedenken, dann erzählte er: „Ich wurde erst, aus einer Veranlassung, die ich nicht weiter erwähnen will, Schauspieler. Ich hatte wenig gelernt, ging auf gutes Glück von dannen. Während eines Jahres, wo ich bald hin bald dort herumzog, gab ich mir die größte Mühe, meinen Geist auszubilden, da ich wohl fühlte, daß die Bildung ein wesentliches Hilfsmittel, um in der Schauspielkunst etwas zu werden. Sie ist jeden-

falls unter allen Künsten mit theatralischem Schaugepränge die geistigste, der man den Vorrang einräumen muß, und die noch im Stande ist, die meiste Befriedigung zu gewähren. Und wenn ich auch jetzt einem andern Kunstzweige angehöre, so will ich doch gerecht sein. Auch der Unwissendste, der sich dem Theater widmet, lernt mit der Zeit eine gewisse Bildung durch den Verkehr mit den verschiedensten dramatischen Werken. So geschah es auch mit mir, und was ich mehr lernte, verdanke ich meinem Fleiß und einer aus einem besondern Umstand entsprungenen Energie, die mir unaufhörlich zuraunte: es muß sein! Aber mit diesem Willen, der mich Tag und Nacht beschäftigt sein ließ, hielt mein Talent nicht den gleichen Schritt. Es ist damit etwas Eigenes und läßt sich nicht erzwingen. Ich versuchte es in allen Fächern, und seltsam genug, ganz widerstrebend mit meinem Naturel, zeigte ich noch die meiste Befähigung für das heitere Fach. Ich vermochte das Publicum zu ergötzen, während ich selbst niemals froh sein konnte. Für die Dauer wird ein solcher Zustand unerträglich, den Possenreißer für Andere zu machen, und dabei selbst zu leiden. Man sieht zuletzt eine Erniedrigung darin des eigensten Strebens und Werthes. Auch merkte ich wohl, wie leicht es ein Komiker gegenüber

seinen übrigen Collegen hat; auf Kosten des guten Geschmackes, mit ein Paar albernen Späßen, bringt er das Publicum in eine wiehernde Aufregung, während es dem Tragiker kaum einmal gelingt, die Zuschauer zu erschüttern und für eine kurze Stunde zu fesseln. Diese Erkenntniß, der ermüdende abspannende Verkehr mit den geistlosesten Producten des dramatischen Marktes, dazu der steigende Widerwille gegen eine aufgedrungene Art der darstellenden Kunst, die ich niemals als lohnend betrachten konnte: alles das brachte in mir den Entschluß zur Reife, dem Theater zu entsagen. Wohin aber nun? Ich dachte wohl einen Augenblick zurück, an meine früheren Verhältnisse, wo ich gewiß, trotz ihrer Beschränkung glücklich gewesen sein würde, wenn — —"

Er machte eine Pause, und blickte einen Moment träumerisch vor sich hin, dann, wie sich besinnend, fuhr er mit der Hand über die Stirn, und fuhr fort: „Es ging nicht mehr; ich hatte nichts mehr daheim, was mich fesseln konnte, meine Eltern waren todt, und ich hatte schon das Gift der Unruhe in mir aufgesogen, das in jedem Wanderleben verborgen liegt. Aber leben mußt' ich. Die harte Nothwendigkeit führte mich einer Bande Kunstreiter zu; so ward ich einer der ihrigen. Inzwischen hörte ich so manches,

was nicht geeignet war, mir das Leben lockender erscheinen zu lassen; ich wurde immer ernster, und der Trieb, etwas zu werden, verwandelte sich in die Lust, das Leben herauszufordern, mit ihm zu spielen. Man sagt, ich leiste das Ungewöhnliche; mag sein, erscheint es mir doch manchmal selbst so, wenn ich auf meinem Roße dahinjage. Aber die Lust, der künstlerische Ehrgeiz, haben mit meinen Productionen nichts zu schaffen; es ist kein Verdienst dabei."

„Wie?" fiel hier die Baronin fragend ein.

„Es ist nicht anders. Ich würde das Schwierigste, ja, das Unglaublichste, ohne alle Anstrengung leisten können. Mit dem ersten Sprunge in den Circus, gilt mir das Leben nichts; ein Reiz erfaßt mich, es herauszufordern, und darum kann von einem Verdienst nicht die Rede sein. Der Beifall des Publicums läßt mich kalt, gleichgültig, ich höre ihn kaum, aber vorwärts drängt's mich, vorwärts ohne Wahl und Bedenken."

„Das ist ein Ritt der Verzweiflung," bemerkte Therese.

„Ein Ritt der Verzweiflung?" wiederholte er nachdenkend. „Kaum! Oder die furchtbarste innere Leere verdient diese Bezeichnung. Die Verzweiflung

setzt eine Empfindung voraus, einen noch nahe liegenden Verlust; ich habe gelernt, zu resigniren."

„Also doch ist es ein Verlust, der Sie in einen Zustand versetzt, der einer völligen Apathie gleichkommt, wenn auch ein früherer?"

„Der Mensch ist voll Räthsel und Widersprüche. Die Vernunft sagt mir, es ist kein Verlust, den ich erlitten, dagegen das — —"

„Warum vollenden Sie nicht?"

„Weil es mir in diesem Augenblicke fast thöricht erscheint, zu sagen — das Herz. In meinen Jahren sollte es nicht mehr geschehen, daß man darüber brütet, daß man sich Tag und Nacht mit einem Gedanken beschäftigt, Tag und Nacht mit einem schönen treulosen Bild quält. In den ersten Jahren der Jugend, wo die Empfindungen wach werden und heiß emporwachsen, mag das verzeihlich sein, doch wenn man diese Lebensperiode überschritten, dürfte es nicht mehr vorkommen."

Er heftete, während er dieses sagte, einen seiner seltsamen tiefbedeutsamen und doch anscheinend so ruhigen Blicke auf Therese, als wollte er Etwas aus ihrer Seele herauslesen. Sie gewann es über sich, den Blick auszuhalten, war aber von seiner Erklärung eben so gereizt, als ihre Neugierde dadurch

nur noch mehr angeregt wurde. Sie fand es unverzeihlich, daß ihr ein Mann zu erkennen gab, daß er eine frühere Geliebte betrauere, während ihre Eitelkeit ihr zuraunte, wie sehr sie geschaffen sei, jeden andern Eindruck zu verwischen. Um ihn dieß fühlen zu lassen, bemerkte sie mit einem graziösen Lächeln: „Allerdings finde ich es thöricht, das in der Vergangenheit zu suchen, was die Gegenwart bietet. Einen Genuß zu träumen, heißt den Genuß verscherzen. Wer wird das Leben so ernst nehmen? Fordern Sie es heraus, und es wird zu Ihnen kommen. Aber Sie haben mich neugierig gemacht; wissen möcht' ich, wer es vermochte, einen so tiefen Eindruck auf Sie zu machen, daß Sie für nichts Anderes Sinn haben. Es ist das eigentlich abscheulich von Ihnen, ein solches Bekenntniß einer Frau gegenüber zu machen."

„Einer Dame, auf die ich nie rechnen kann, daß sie mir die Ehre ihrer Freundschaft erzeigt. Sie hören meine Entschuldigung, gnädige Frau, und weßhalb ich es wohl werde gewagt haben."

„Und wenn Sie Sich täuschten?"

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Baronin."

„O über die Blindheit eines Mannes! Wozu würd' ich es wagen, Sie so lange anzuhören?" Sie

suchte den Eindruck dieser Worte aus seinem Gesicht zu lesen, und zeigte, während sie sprach, eine Reihe der herrlichsten Zähne, umspielt von einem verführerischen Lächeln.

Er zitterte und seine Augen schimmerten in feuchter Gluth . . .

„Sie antworten nicht?“ fragte sie unschuldig, ihm näher rückend, so daß ihr heißer Athem ihn berühren mußte.

„Gnädige Frau . . .“ stammelte er, von einem Frösteln durchwallt . . .

Sie legte ihre weiße Hand auf seine Achsel und lächelte: „Nun? Sie sind ein stummer Gast! Ein Künstler, der mit der Verwegenheit va banque spielt, und so wenig beredt . . .“

„Sie peinigen, quälen mich . . .“

„Das Warum!“

„Warum? Weil ich nicht zur Erde sinken will um einen Blick, der mir für einen Moment den Himmel öffnet.“

„Ach, das ist Ihre Schwäche?“

„Sie ist es!“

„Also ungenügsam? das läßt sich eher hören, das ist verzeihlich! Aber ich möchte Sie erst zu meinen Füßen sehen, bevor ich Ihnen Ihre Abscheulichkeit von vorhin vergebe — und weiter gewähre . . .“

„Therese!“ hauchte er leidenschaftlich . . .

Sie stutzte. Woher wußte er ihren Namen, diesen Namen? . . . Aber sie eilte darüber hinweg, und wollte den Moment benutzen, der ihr bereits so viel gegeben, ihn aus seiner eisernen Ruhe gerissen . . .

Sie faltete die Hände und reichte sie ihm hin. Er ergriff sie glühend und preßte zahllose Küsse darauf. Sie ließ es geduldig geschehen, ihre Blicke leuchteten befriedigt und schienen zu sagen: „Hab' ich Dich endlich dahin gebracht, wohin ich Dich wollte? Wo ist Deine Stärke, Mann der Verzweiflung und der Behutsamkeit? . . .“

Sie rückte dicht an ihn heran und fragte mit gewinnender hingebender Vertraulichkeit: „Aber jetzt rasch den Namen Ihrer treulosen Geliebten, rasch, oder . . .“

„Errathen, wissen Sie es denn nicht? Es ist kein anderer als . . .“ Nicht mehr wissend, was er that, zog er sie fest an sich, hielt sie umschlungen und drückte einen Kuß auf ihren Mund, indem er vollendete: „Es ist kein anderer Name, als Therese!“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet, und der alte Friedrich trat ein. Rasch fuhren die Liebenden auseinander.

„Was giebt's?“ fragte die Baronin unmuthig, doch schnell gefaßt.

Friedrich, der zurückgebliebene Diener des Herzogs, that, als habe er nichts gesehen, und entschuldigte sich, daß er so ungerufen erscheine.

„Es ist eben der Herr Secretair draußen,“ fügte er hinzu. „Er wünscht den Herrn Kunstreiter zu sprechen, um mit ihm über den Pferdeankauf zu reden.“

War es nun Absicht oder geschah es unbewußt, das Wort ‚Kunstreiter‘ kam sehr gedehnt heraus, und verletzte ebensowohl die Baronin, als es diesem selbst auffiel. Er entgegnete jedoch nichts, dafür bemerkte die Baronin: „Kennst Du den Namen dieses Herrn nicht? Merke Dir ihn ein für alle Mal, es ist Herr Marc Aurel.“

„Sehr wohl,“ entgegnete der Diener trocken, indem er sich wieder entfernte. „Ich denke, es braucht sich Niemand seines Standes zu schämen.“

Der Auftritt brachte eine Art peinlicher Mißstimmung in Beide, und weder Marc Aurel noch Therese konnten sich davon befreien. Fühlend, daß es am passendsten sei, wenn er sich entferne, stand er auf und, den Auftrag des Dieners vorschützend, verabschiedete er sich, indem er bebend hinzufügte: „Und wann darf ich Sie wiedersehen?“

„Wir müssen Vorsicht brauchen,“ flüsterte sie. „Kommen Sie übermorgen, und wenn Sie mir etwas

Besonderes mitzutheilen haben, hier meine Adresse."

Diese indirecte Aufforderung durchzuckte ihn mit nie geahnter Seligkeit, und mit Entzücken nahm er aus ihrer Hand die Karte mit ihrem Namen, dem sie noch schnell die Wohnung beigefügt . . .

Sechstes Capitel.

Baronesse Hellborn zauderte, ob sie diesen Abend wie gewöhnlich den Circus besuchen sollte; es schien Sie etwas davon zurückhalten zu wollen, ein dunkles Vorgefühl von einem neuen Begegniß; da sie indessen nicht gewohnt war, ihren Neigungen Zwang aufzuerlegen, und die Vorsicht zu wenig kannte, um mehr als einen flüchtigen Moment von der Unterbrechung ihrer Unterhaltung mit Marc Aurel durch Friedrich beunruhigt zu werden, so gab sie diesem selbst den Auftrag, den Wagen vorfahren zu lassen.

Sie war begierig, Marc Aurel wiederzusehen. Ein Weib glaubt immer einen neuen Eindruck, eine Art frischer Wandlung, an einem Manne wahrnehmen zu müssen, mit dem sie eben in einer Situation gewesen, die sie einander näher gebracht.

Im Ganzen war sie mit dem Erfolge ihrer

Zusammenkunft mit Aurel zufrieden, seine Kälte und steinerne Ruhe waren durchbrochen; doch blieb ihre Eitelkeit durch seine Andeutungen von einer früheren Geliebten verletzt und machte eine Art von Eifersucht in ihr rege. Zu diesem Gefühle gesellte sich noch außerdem der noch immer nicht gelöste Zweifel, wie er ihre Stellung zu dem Herzoge auffaßte, ob er sie überhaupt mit derselben in eine deprimirende Beziehung brachte.

Wie der Mann auch beschaffen sei, dem eine Frau die Rechte eines Geliebten eingeräumt oder einräumen will, sie wird immer trachten, so rein und makellos wie möglich vor ihm zu erscheinen. Das gilt von einer ganz gesunkenen Coquette so gut wie von Einer, die erst einen Fehltritt begangen; die Liebe ist einmal die Welt der Frauen, und diese Welt, wenn auch durch eine Täuschung klar und ungetrübt zu wissen, schmeichelt ihrem Herzen. Es ist so schön, immer eine erste Liebe wiederholt durchzuspielen . . .

Sie suchte sich von jener Befürchtung, daß Marc Aurel von ihrem Verhältnisse zu dem Herzoge unterrichtet, oder dasselbe ahne, durch die Vorstellung zu beschwichtigen, daß Keiner in ihrer Umgebung sei, der es ihm hätte verrathen können, und sonst war sie in Paris mit Niemand bekannt. Sie gab, in diesen

selbsttrügerischen Vorstellungen weiter gehend, sich der Hoffnung hin, daß er sie für eine weitläufige Seitenverwandte oder eine natürliche Tochter des Herzogs halte; allerdings die beste Auslegung, die sie finden konnte, und die willkommene Selbsttäuschung besiegt stets die Wahrscheinlichkeit.

In ihrer gewöhnlichen Loge erwartete sie mit Ungeduld und einiger Aengstlichkeit das Auftreten Marc Aurel's. Das Gefühl war ihr neu, doch hatte es eben nicht viel zu bedeuten, indem Jeder diese Aengstlichkeit empfindet, der dem Auftreten eines Freundes oder Bekannten entgegensieht. Auch verstand sie es vortrefflich, sich davon zu befreien; mehr wie gewöhnlich, ließ sie ihre Augen durch das Auditorium schweifen.

So geschah es, daß sie unter den Herren, die ihre Gläser auf sie richteten, Einen bemerkte, der ihr diese Aufmerksamkeit nicht erwies, ihr jedoch bekannt vorkam. Sehr einfach, aber mit vieler Eleganz gekleidet, saß er in einer Loge gegenüber, doch so, daß nur sein Profil zu sehen war. Er unterhielt sich lebhaft mit einer jungen Dame und einem ältlichen Herrn, der ein Ordensband im Knopfloch trug und der Vater dieser Dame zu sein schien. Alles an ihnen verrieth, daß sie den höheren Ständen angehörten.

Neugierig geworden, und in der Erwartung, daß sich der Herr vollständig zu ihr kehren würde, blickte Baronesse Hellborn unverwandt nach der Loge. Von der Dame schien sie zuerst bemerkt zu werden, denn sie machte eine jener halb indignirten Bewegungen, mit der man der Neugierde auszuweichen sucht. Ihr Begleiter, der jüngere, dadurch aufmerksam gemacht, blickte hinüber.

Auf beiden Gesichtern malte sich eine große Ueberraschung — Therese hatte den Grafen Arthur von Rößingg erkannt . . .

Das unerwartete Wiedersehen weckte in ihr eine Fluth von Erinnerungen und Gefühlen, ohne einem bestimmten das Uebergewicht zu gewähren; Befangenheit, das Wiedererwachen einer aufgegebenen Neigung, der Wunsch, etwas von seinen Erlebnissen, seit sie getrennt, zu erfahren; wie er über sie denke, ob sie von ihm vergessen; alles das und tausend andere Fragen drängten sich ihr auf . . . In ihre Loge zurückgezogen, so daß sie der volle Schein der Gasflammen nicht treffen konnte, spähte sie unverwandt hinüber. Arthur hatte sich verändert, aber nur zu seinem Vortheil; er war männlicher, kräftiger geworden. Die Dame, die an seiner Seite saß, schien — so wollte es Therese bemerken — von ihm eine Aufklärung

über die Bewegung zu verlangen. Er entgegnete etwas, wobei sein Blick die Loge der Baronin streifte. Bald darauf lachten Beide . . .

Das Blut stieg Therese zu Kopfe. Was mochte er gesagt haben? Lachte man über sie? . . . Der Fächer in ihrer Hand zerbrach, es flirrte vor ihren Augen . . .

Wenn es so war, wenn er über sie spöttelte . . . ein Gedanke von Rache blitzte in ihr auf. Mit zusammengezogenen Brauen schoß sie einen Pfeil aus ihren Augen hinüber, der sein und ihr Herz durchbohren wollte. Dann zwang sie sich gewaltsam zur Ruhe, die Stirn glättete sich, ein Lächeln voll Liebenswürdigkeit spielte um ihren graziösen Mund, und, dicht an die Logenbrüstung rückend, schenkte sie dem Schauspiel ihre vollste Aufmerksamkeit; kein Blick mehr traf Arthur's Loge . . .

Sie wußte, daß sie in diesem Moment schön war, sie wußte es mit Befriedigung. Und in der That sie war es, das schönste Weib in der Versammlung. Alle Männer sagten das, und alle vermochten sich von ihrem Anblick nicht loszureißen . . .

Der Darstellung schenkte sie nur eine sehr geringe Theilnahme, auch dann kaum eine größere, als Marc Aurel vor den Schranken erschien. Ihre Gedanken waren mit Arthur beschäftigt, und, während

sie die Gestalt des Kunstreiters verfolgte, wie er auf seinem Pferde dahin jagte, kühn, hie und da einen seltsam feurigen Blick zu ihr hinaufwerfend, verwechselte sie ihn mit dem ehemaligen Geliebten; eine Doppelfigur tanzte vor ihren Augen, die eine wollte die andere verdrängen, sie rangen mit einander, kamen und verschwanden . . . Erst gegen das Ende seiner Production, durch den anhaltenden lärmenden Beifall aus ihrem Sinnen geweckt, schenkte sie ihm eine größere Aufmerksamkeit; ein feuriger Blick aus ihrem Auge begegnete dem Marc Aurel's und schien ihn für das momentane Vergessen entschädigen zu wollen...

Als hätte sich's dieser Tag vorgenommen, sie mit Ueberraschungen zu überhäufen, fand sie, zu Hause angekommen, auf dem Tische eine Karte. Sie las: „Theodor Lindner."

„Wer hat diese Karte gebracht?" fragte sie lebhaft.

Die Kammerfrau berichtete: „Der Herr selbst, er wird morgen wiederkommen." — —

Baronesse Hellborn vermochte den Morgen kaum zu erwarten. Was wollte Lindner? Wie kam er nach Paris? Stand er noch in Beziehungen zu dem Grafen Rößingg? . . . Diese Fragen drängten sich ihr auf. Sie hatte ihn seit Monaten nicht gesehen, und in der herzoglichen Residenz selbst nur

dann und wann, ohne ihn aber gesprochen zu haben. Er schien sich von Allen zurückzuziehen, auch sie zu vermeiden, und nun ganz seinen Berufsgeschäften hingegeben. Sie ihrerseits, in neue Sphären gerückt, in einer distinguirten Stellung, die sie von ihm trennte, nahm keine Veranlassung, ihn zu sich heranzuziehen; jetzt war er ihr willkommen, ohne daß sie selbst wußte, warum...

Der Morgen kam und gegen Mittag Lindner. Er hatte sich wenig verändert, bis auf das höfische Element, das ihm immer innegewohnt, und das sich nun bis zum ceremoniösesten Formenwesen ausgeprägt; sein Gang, seine Mienen und Manieren hatten etwas Diplomatisches, Feierliches; die Augen waren scharf zusammengekniffen, seine Sprechweise gemessener als sonst . . .

Kein Blick von ihm verrieth, daß er einmal in intimeren Beziehungen zu Therese gestanden, daß er ihre Vergangenheit kannte; er behandelte sie achtungsvoll, zurückhaltend, als wäre sie nie etwas Anderes, als die Baronesse Hellborn gewesen. Wer konnte aber in seiner Seele lesen? Stand da nicht vielleicht etwas von dieser Achtung sehr Verschiedenes? . . . Er gehörte jedenfalls zu den Menschen, die man nie ganz ergründen lernt. —

Theresens Hand küssend, entschuldigte er sich,

daß er noch zu so später Stunde bei ihr erschienen; „aber," fügte er hinzu, „ich komme mit Aufträgen an Seine Hoheit."

„Den Sie in Boulogne suchen müssen," lächelte Therese, indem sie ihm einen Platz anwies.

„Ich habe es bereits gehört," fuhr er fort. „Ich werde noch heute dahin abreisen, und wenn Sie, Baronesse, einen Auftrag für mich haben, werden Sie mich glücklich machen, ihn ausführen zu können."

„Ich wüßte nicht. Der Herzog, wie Sie wissen, Feind alles Briefschreibens, hat sich für die Zeit seiner Abwesenheit jede Correspondenz verboten; eine Bedingung, die ich wohl zugestehen konnte, da es sich nur um eine kurze Abwesenheit handelt. Sie werden aber nach Paris zurückkehren?"

„Das hängt von den Befehlen Seiner Hoheit ab. Ich bin von dem Ministerium des Innern, bei dem ich, wie Ihnen bekannt sein wird, eine Anstellung gefunden, an den Herzog abgeschickt. Es wird sich also in Boulogne herausstellen, ob ich sogleich wieder nach der herzoglichen Residenz zurückkehren muß, oder den Urlaub erhalten kann, den ich mir ausgebeten, um eine so seltene Gelegenheit, Paris kennen zu lernen, nicht ungenützt vorübergehen zu lassen."

„Sie würden hier Bekannte finden!“ sagte Therese mit gesenkten Augen und flüchtig erröthend.

„Wen?“ fragte er gleichgültig, ohne Ueberraschung.

„Den Grafen Rößingg,“ brachte sie stockend hervor.

„Seine Excellenz, den Staatsminister? Kaum glaublich.“

„Nein, es ist Arthur.“

„Arthur? . . . Und woher wissen Sie das? Sie vergeben diese Frage, Baronesse, aber der Umstand, daß Sie von seiner Anwesenheit unterrichtet, setzt mich etwas in Verwunderung.“

„Weil Sie nicht glauben können, daß er bei mir gewesen?“ lachte sie, der Situation vollkommen Herr geworden.

„Das allerdings. Paris ist so groß, daß nur ein ganz besonderer Zufall ein Begegnen herbeiführen kann.“

„Man sieht, daß Sie noch nicht in der Weltstadt waren. Man hat Oper, Schauspiel, einen Circus — überall kann man sich begegnen. Die vornehme Welt weiß sich immer zu finden, wenn sie sich auch keine Einladungskarten schickt. Ich sah den Grafen gestern im Hippodrom.“

„Auch ich war gestern dort. Man sagte mir, daß Sie Sich dahin begeben.“

„Und Sie haben Arthur nicht bemerkt?"

„Ich stand links an der Eingangsthür, ganz im Hintergrunde, und konnte eben nur noch so viel Raum gewinnen, um Sie, Baronesse, zu sehen."

„Ah, das paßt; mir gegenüber saß der Graf, ich befand mich rechts . . . Und wie sind Ihre Beziehungen zu dem Grafen geworden, wenn es nicht indiscret, darnach zu fragen?"

„Ich habe ihn seit jenem verhängnißvollen Vermählungstage seiner Schwester, der Comtesse Eleonore, nicht wiedergesehen. Am andern Tage hatte ich Schloß Ellern verlassen."

Hätte Therese in diesem Augenblicke Lindner beobachtet, sie würde einen ungewöhnlichen Ernst in seinen Mienen bemerkt haben.

„Keine trüben Erinnerungen!" rief sie aber rasch. „Es taugt für uns Beide nicht. Ich weiß, daß der Bote, der dem Herzog die furchtbare Nachricht überbracht, auf meine Frage nach Ihnen erzählte, wie Sie mit dem Ausrufe: ‚Ich habe sie unendlich geliebt!' die Schloßkirche verließen, nachdem man die Leiche der Comtesse aus dem Marienborn herausgezogen . . . Weg, weg mit diesen traurigen, mehr als traurigen Bildern! — Also, Ihre Beziehungen zu Arthur sind aufgehoben?"

„So gut wie aufgehoben . . . Indeß —" er warf einen prüfenden Blick auf Therese — „wenn Sie glauben, daß ich Ihnen einen Dienst erweisen kann, befehlen Sie über mich."

Sie sah einen Moment nachdenkend vor sich hin, dann sagte sie: „Sind Sie nie wieder mit geheimen Aufträgen von dem Herzoge beehrt worden? Sie wissen, er liebt mitunter mehr als eine Dame."

Lindner wußte genug; etwas wie ein verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen, als er darauf entgegnete: „Niemals wieder. Als ich Ihre Bekanntschaft mit dem Herzog vermittelte, hatt' ich nur die Künstlerin im Auge, mehr nicht."

„Nun" — sie sah rasch zu ihm auf — „ich hoffe, Sie bald wieder von Boulogne zurückzusehen. Wo sind Sie abgestiegen?"

„Hier dicht in der Nähe, im Hôtel Marsan."

„Dort werden Sie wieder zu finden sein?"

„Wenn ich nicht den ersten Moment meiner Rückkehr dazu benutze, um Ihnen meine Aufwartung zu machen," erwiederte er höflich und zum Abschiede aufstehend.

Sie reichte ihm die Hand, die er dießmal jedoch nicht wieder küßte, als er sich entfernte. — —

Ende des zweiten Bandes.